

VERDALAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 32.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 18. August 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

Ein neuer Komponist.

Novelle von Berthold Paul Förster.

Nachdruck verboten.

Das Theater einer großen Provinzialstadt bot den erfreulichen Anblick, daß es bis auf den letzten Platz besetzt war, und der Herr Direktor rieb sich vergnügt die Hände, als er durch den Vorhang in den hellerleuchteten Zuschauerraum spähte. Durch das lebhafteste, erwartungsvolle Murmeln des Publikums hindurch erklangen aus dem Orchester verworrene Passagen, mit denen die Musiker ihre Instrumente probierten, während der Kapellmeister, nachlässig an das Dirigentenpult gelehnt, die bunte Menge musterte.

Zwei Namen waren es, die man fast überall nennen hörte, um die sich die lebhafteste Unterhaltung des Publikums drehte. Der eine war Arthur Roberti, der Komponist der neuen Oper, welche seit einigen Wochen gerechtes Aufsehen in der Theaterwelt erregte. Zwar wußte man von dem jungen Künstler nichts Weiteres, als eben seinen Namen, welcher durch sein Werk plötzlich aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorgetreten war; Roberti mußte bis dahin in tiefer Zurückgezogenheit gelebt haben, denn selbst über seinen bisherigen Aufenthalt lauteten die Angaben unbestimmt und voneinander abweichend. Je weniger man aber über seine Persönlichkeit in Erfahrung bringen konnte, desto mehr war man geneigt, seinen Namen mit einem mythischen Nimbus zu umgeben, und hinter manchem emsig bewegten Fächer wurde ein mutmaßliches Bild von dem jungen Abonnis entworfen.

Der zweite Name, welcher das Publikum nicht weniger interessierte, als der erste, gehörte der Primadonna der Residenz, der Bertina, welche an diesem Abende hier zum erstenmale gastiert und gerade in der Hauptrolle dieser neuen Oper das Publikum der Hauptstadt zu enthusiastischem Beifall hingerissen hatte. Auch von der Vergangenheit der Bertina wußte man nicht viel; aber das Wenige reichte wiederum hin, auch für

diese Persönlichkeit, ganz abgesehen von ihren künstlerischen Leistungen, das lebhafteste Interesse zu erwecken.

Vor drei oder vier Jahren, so erzählte man sich, sei eines Tages bei dem Generalintendanten der Residenz eine bleiche, dem größten Elend preisgegebene Bettlerin erschienen und habe um Anstellung am Theater gebeten.

„Waren Sie denn bereits an der Bühne thätig?“ hatte der Intendant zweifelnd gefragt und auf die verneinende Antwort der Armen lächelnd hinzugefügt: „Und als was denken Sie, mein Kind, daß ich Sie anstellen soll?“

„Als Sängerin,“ entgegnete sie ruhig.

Der Intendant mußte lächeln über diese naive Zuversicht, welche ihm jedoch neben allem Mitleid auch Interesse für die Unglückliche einflößte, und halb scherzend, halb im Ernst sagte er: „Nun, dann singen Sie doch einmal.“

Da hatte sie ihm ein wunderbares Lied vorgefungen, mit

glockenreiner Stimme und tiefem, seelischem und musikalischem Verständnis. Mit wachsendem Erstaunen hörte der alte Herr ihr zu, und als der letzte Ton verklungen war, reichte er ihr die Hand und rief:

„Bleiben Sie, bleiben Sie in Gottes Namen! Kind, Kind — solche Stimme und in solchem Elend!“

Ueber die Ursache ihrer trostlosen Lage hatte sie jede Auskunft verweigert, und auf die Frage nach dem Komponisten jener Arie, welche sie gesungen, antwortete sie leise:

„Meine Mutter sang sie einst.“

Das war die Bertina.

Auch diejenigen Kunstenthusiasten, für welche der Glanzpunkt der Vorstellung eigentlich erst nach dem Fallen der Gardine mit Beifall, Kranzspenden und Tusch zu beginnen pflegt, sollten heut nicht zu kurz kommen: es hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der Komponist zum erstenmale der Aufführung seines Werkes persönlich beiwohnen werde.

Endlich ertönte die Glocke des Inspezienten, und der Kapellmeister gab das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre. Scharf hallte das Klopfen des Taktstockes auf das Dirigenten-

pult durch den weiten Raum, und das Gemurmel und Gesumme wurde leiser, bis es nach den ersten Klängen des Orchesters ganz erlosch.

Es waren Töne von ungewaltiger, hinreißender Kraft, welche durch den Zuschauerraum brausten; ein tiefes Ringen der Seele spiegelte sich in diesen Harmonien wieder: Schmerz und Freude, Zweifel und Hoffen, um endlich in einen beglückenden Jubelruf auszuklingen. Der Vorhang rollte in die Höhe; die Oper begann, von Scene zu Scene die Hörer mehr und mehr fesselnd, bis der Vorhang sich wieder senkte. Stürmischer Applaus folgte, und vor allen war es die Bertina, welche sich wiederholt dem Publikum zeigen mußte. Der zweite Akt steigerte den Enthusiasmus der Zuhörer, und am Schlusse desselben rief man ungestüm nach dem Komponisten. Wieder erhob sich die Gardine; die Bühne war leer — gleich aber mußte der Vielgerufene erscheinen, und alle Gläser richteten sich nach der Bühne.

Wie er nun langsamen, fast zögernden Schrittes hinter den Coullissen hervortrat mit bleichem Angesicht, die großen dunklen Augen unruhig auf das Publikum gerichtet, ein Bild tiefster Erregung, da sah man es seiner schlanken und dennoch leicht gebeugten Gestalt wohl an, daß sie es nicht gewöhnt sei, die Blicke der Menge auf sich gerichtet zu wissen. Der mythenhafte Nimbus aber mußte verschwinden, mit dem so viele, bewußt oder unbewußt, auch die äußere Erscheinung des Künstlers umgeben hatten und welcher, wie das in solchen Fällen so leicht und so oft geschieht, durch die gebotenen Leistungen an Wahrscheinlichkeit gewonnen zu haben schien. Statt des vermuteten, in der Fülle der Kraft stehenden Jünglings war ein bejahrter Mann auf der Bühne erschienen, um dessen hohe Stirn das Haar bereits silberweiß glänzte. Einen Augenblick schien das Publikum erstaunt über die unerwartete Erscheinung, um dann von neuem in einen Sturm des Beifalls auszubrechen.

Da stand nun Arthur Roberti, geblendet von dem Lichtmeer, welches ihm entgegenflutete, umrauscht vom sinnver-



Von der Nordlandsfahrt Kaiser Wilhelm II: Kap Lindesnäs (Norwegen). Gemälde von Joh. Mielssen.

wirrenden Beifallssturm einer begeisterten Menge. Tausendfach erscholl sein Name, untermischt mit dröhnenden Bravorufen und dem Lächeln des Orchesterführers. Nun war der große Augenblick gekommen, von dem er so oft geträumt hatte, als er lebensfroh und hoffnungsreich das selbe Werk schuf, welches jetzt, nach endlosem Harren, nach Enttäuschungen aller Art und den bittersten Lebenserfahrungen, dem ergrauten Manne den denkbar größten Triumph brachte.

Die ganze Misere seines Lebens zog in diesem Augenblick an seiner Seele vorbei; aber gleichzeitig erschien vor seinem Geiste das liebevolle Bild einer glaubensstarken Seherin, welche ihm immer und immer wieder diese Stunde des endlichen erregenen Sieges verhieß. Es war das Bild seines Weibes, der Einzigen, welche mit der ganzen Kraft ihrer Liebe an ihn, sein Talent und sein Werk glaubte. In allen bösen und sorgenschweren Tagen hatte sie treulich zu ihm gehalten und ihm ermutigend zugerufen: „Nicht seufzen, Geliebter! Es wird einmal Tag und Stunde kommen, wo du siegen wirst!“

Mit solchen und ähnlichen Worten hatte sie ihn ermahnt und gehoben, wenn er kampfesüde die Hoffnung sinken lassen wollte, und ihn zu neuem Schaffen und Ringen ermunterte und gestärkt. So hatte sie ihm zugeflüstert, als ihre Stimme nur noch lauten konnte, um bald darauf für immer zu verstummen. Nun lag sie schon lange Jahre im Grabe; aber aus der bunten glänzenden Menge hervor trat ihm ihr Bild selig lächelnd entgegen, durch den Sturm der Begeisterung hindurch hörte er ihre sanfte Stimme flüstern, und ihr Name schwebte leise auf seinen bebenden Lippen: „Gabriele!“

Selig klang das Wort von seinem Munde, aber auch zugleich mit unsäglichem Wehmut, wie in jener Stunde, da er auf dem Rande ihres Lagers saß, das vierjährige Töchterchen, welches der Mutter Namen trug, auf seinem Schoße und die fieberheiße schmale Hand der Sterbenden in seiner Rechten.

„Verzage nicht, Arthur,“ hatte sie geflüstert, „du mußt leben — leben für unser Kind. Wenn ich von dir genommen bin, vergiß es nie, daß ich unaussprechlich glücklich an deiner Seite war. Verzage nicht; die Kleine wird die Stunde deines Glückes, welches mir zu sehen nicht vergönnt war, jauchzend dereinst begrüßen, und dann wirst du, Geliebter, am Herzen unseres Kindes auch meiner gedenken, dann — dann werde ich ganz selig sein.“

Mit ihrer letzten Kraft hatte sie ihre Arme um ihn und das Kind geschlungen, und er neigte sich zu ihr hinab und küßte den geliebten Mund, welcher das letzte Liebeswort gesprochen hatte.

Wiewohl Roberti damals in seiner jugendlichen Manneskraft berechtigt erschien an das Leben noch mancherlei Ansprüche zu erheben, so lag doch friendlos und dunkel die Welt seit jener Stunde vor dem Vereinten. Seine Freunde wiesen auf sein Kind, das sollte ihm Trost sein; er lachte bitter über diese wohlgemeinte Thorheit: Was ist ein Kind ohne Mutterliebe, alles kann man ihm ersehen, nur die Liebe der Mutter nicht. Aber leben mußte er doch; das war das letzte Vermächtnis seiner geliebten Toten. Gewaltig riß er sich empor und lebte fortan in seiner Kunst für sein Kind.

Jahre kamen und gingen. Wie gleich das schlanke Mädchen mit dem lockigen, schwarzbraunen Haar, mit den tiefen seelenvollen Kinderäugen immer mehr und mehr der Mutter. Wie oft träumte sich der schweigsame Mann in die Tage seines jungen Eheglückes zurück, wenn Gabriele mit glöcklicher Stimme seine Lieder sang, wie es einst ihre schöne Mutter gethan. Neuer Sonnenschein erwärmte ihm das Herz, und ein milder, freundlicher Ernst verdeckte die tiefe Wunde, welche nicht vernarben wollte. Durste er sich wundern, daß der Sonnenschein, welcher ihm die Seele erhellen, auch andere beglückte? Nein, er wunderte sich nicht, er sagte sich vielmehr, daß einst wohl die Stunde käme, wo er wieder einsam in seinem Hause sein würde; aber freundliches Hoffen auf das Glück seines Kindes überstrahlte auch jenen wehmütigen Gedanken. Daran aber hatte Arthur Roberti nicht gedacht, daß, wie die Sonne am Himmel aufgeht auch über Ungerechte, so auch die Liebe seines Kindes sich einem Unwürdigen zuwenden könne. Wachte er doch selber über das Glück Gabrielens und wählte sie unter seinem Schutze sicher geborgen.

Einmal versuchte einer seiner Schüler, welcher die Musik nur aus Liebhaberei betrieb, sich dem jungen Mädchen zu nähern und hatte überhaupt wohl nur zu diesem Zweck den Vater zum Lehrer erkoren. Letzterer aber durchschaute bald die Absicht des jungen Mannes, und wenn dieser ihm als Schüler auch lieb und wert war und er die geistigen Fähigkeiten und liebenswürdigen Eigenschaften desselben sehr wohl zu schätzen wußte, so war es ihm doch kein Geheimnis geblieben, daß der Wohlstand des jungen Mann zu einem leichtfertigen Leben ohne Ernst und Streben verlockte. Roberti löste deshalb sein Verhältnis zu diesem Schüler und bat ihn offen und ehrlich, sein Haus zu meiden, damit es ihm leichter werde, seine hoffnungslosen Wünsche aufzugeben.

Roberti dankte Gott, daß ihm zu rechter Zeit die Augen geöffnet wurden, sodas er Gabriele möglicherweise vor innerer Unruhe und schweren Kämpfen bewahrt habe, denn jener junge Lebemann war im übrigen ganz die Persönlichkeit, sich die Neigung eines jungen unerfahrenen Mädchens zu gewinnen. Wären Robertis Gedanken in jener Zeit weniger mit seiner Oper beschäftigt gewesen, die er nach längerer Pause wieder einmal an die Intendanz eines größeren Theaters gesandt hatte, ihm würde gewiß eine allmähliche Veränderung in Gabrielens Wesen aufgefallen sein. Doch in der steten Erwartung eines günstigen Bescheides aus der Ferne — man hatte ihm bereits Aussichten gemacht, daß ein solcher demnächst zu erwarten stehe — hatte er wenig acht auf das, was in seiner nächsten Nähe vorging. Seine Phantasie beschäftigte sich fast unausgesetzt mit der Frage der Annahme oder Ablehnung seiner Oper, und während die altvertrauten Melodien in seinem Innern neu auflebten und seine Seele von ihren eigenen Harmonien wiederklang, bemerkte er nicht, daß es in seinem Hause stiller geworden war, daß Gabriele wortfarg wurde und ihre wohlgeschulte Stimme sich nur selten vernehmen ließ.

Eines Abends, als er wieder in froher Erwartung um die gewohnte Stunde, um die Gabriele ihn stets zu erwarten pflegte, heimkam, fand er sein Arbeitszimmer, welches sonst schon erleuchtet war, dunkel.

„Gabriele, Kind, wo bist du?“ rief er, doch erhielt er keine Antwort.

Langsam schritt er im Finstern auf seinen Schreibtisch zu,

um selbst das Licht anzuzünden, und als er mit der Hand tastend nach dem Feuerzeuge suchte, fühlte er einen fremden Gegenstand auf dem Tische liegen. Es war ein dickes Paket; Roberti wußte, was es enthielt. Ein tiefer schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust, dann setzte er sich schweigend auf den Stuhl vor seinem Tische und stützte das Haupt in beide Hände. Die freundlichen Phantasien waren entschunden. Das erhoffte Glück, welches so nahe zu liegen schien, wieder in eine unsehnbare Ferne gerückt.

„Die Stunde ist noch nicht gekommen, welche unser Kind jauchzend begrüßen wird,“ sagte er wehmütig, „aber schlafte du in Frieden, ich will nicht verzagen.“

Und nach einer Weile rief er wieder mit seiner tiefen klangvollen Stimme: „Gabriele, Kind, wo bist du?“ und setzte leise hinzu: „Komm her und sei mir Trost im Leid, wie es einst deine Mutter war — ach, deine Mutter!“

Wieder blieb es still, und er zündete die Kerze an, welche auf dem Tische stand. Neben dem alten Messingleuchter lag ein Brief. Roberti nahm ihn gedankenlos und drehte ihn spielend zwischen den Fingern hin und her. Dann öffnete er mechanisch das Couvert und blickte ebenso geistesabwesend auf die feinen Schriftzüge. Plötzlich jedoch sprang er auf und hielt das Schreiben dicht an die leise zuckende Flamme der Kerze, als könne er das Geschriebene nicht anders lesen. Gleichzeitig griff er wieder nach dem Couvert: es war an ihn gerichtet, ein Brief, von der Hand seiner Tochter geschrieben! Während seine Lippen sich tonlos bewegten, hasteten seine Augen über die Zeilen hin, ihren Inhalt aus einzelnen Worten mehr ahnend, als die inhaltsschwere Mitteilung im Zusammenhange erfassend. Seine Brust hob und senkte sich in bald fliegendem, bald stockendem Atem, und wie in physischem Schmerz zuckte es um den bleichen Mund und über das erdfahle Gesicht, dann sank Roberti mit dumpfem Schmerzenslaut in seinen Stuhl zurück und ließ das Haupt schwer auf das ihm zurückgefallene Werk niedersinken.

Er war allein, ganz allein! Der Sonnenschein, welcher ihm das Herz erwärmte, war entflohen, sein Kind auf und davon, an der Seite jenes Mannes, dem Roberti seine Tochter freiwillig niemals anvertraut haben würde!

Katlos starrte er vor sich hin und griff wieder nach dem unseligen Schreiben — es konnte nicht möglich sein, daß sie ihm solch bitteres Leid zugefügt!

„Gabriele, Gabriele!“ rief er, als müsse sie auf seinen Ruf herbeieilen und ihn aus fürchterlichem Traume erwecken. Er blickte sich in seinem Zimmer um, ach, wie öde, wie leer, ganz so wie damals —

„Wohl dir, du reine treue Seele, daß du schläfst und diesen Tag des Jammers und der Schande nicht siehst und fühlst,“ murmelte er.

Der Flügel stand geöffnet; hatte Gabriele noch einmal hier gesungen, bevor sie das Vaterhaus verließ. Neben dem Sessel lag ein Tuch, welches ihr gehörte; er griff hastig danach und hielt es krampfhaft in den Händen und suchte dem elenden Berufsherrn seines Kindes.

Es gelang Robertis Bemühungen nicht, Gabriele einzuholen, bevor sie mit ihrem Geliebten in der fernen Hafenstadt das Schiff bestieg, welches das Paar nach England führte. Sie hatte ihren Vater gebeten, ihr dorthin zu schreiben unter dem neuen Namen, den sie als Gattin tragen werde; aber Roberti schrieb ihr nicht. Sie, die ihm als das Ebenbild ihrer Mutter gegolten, war für ihn verloren. Niemand hörte seitdem, daß er den Namen seiner Tochter nannte; hart und stolz sah er auf diejenigen herab, welche sich ihm tröstend zu nahe versuchten. Er, einst so freundlich gegen jedermann, erschien wie verwandelt: kalt, unbeuglich, und ein verächtliches Lächeln umspielte seinen Mund. Wenn er aber in seiner öden Kammer schlief und ruhelos in seinem Bette aufrecht saß und mit heißen, brennenden Augen in das Dunkel der Nacht hineinstarrte, dann preßte er wohl die Hand auf das einsame Herz, das nach Liebe schrie, um Trost bangte in seinem Glend. Zuweilen packten ihn auch dämonische Gewalten. Dann gleich er in seiner Leidenschaft dem Vogel in der Luft, den der Sturm erfasst und kraft- und willenlos aus seiner Bahn treibt, fernab von dem mit flüchtigen Schwingen erstrebten Ziele. In solchen Augenblicken entfuhrn seinen Lippen Worte, böse, bitterböse Worte, welche seinem Herzen nicht angehört, bis er endlich ermattet in die Kissen zurückfiel und wachen Auges dem freudlosen Tage entgegenstarrte. Wortfarg und finster ging er seines Weges; und wie einst, als sein Weib noch in Todesgefahr schwebte, ihm die Angst um die Geliebte den Mut gab, zu hoffen bis zum letzten Augenblick, so schien jetzt die Bitterkeit, welche seine Seele erfüllte, ihm die körperliche Kraft zu geben, erhobenen Hauptes einherzuschreiten.

Wie sich die Welt aber an alles gewöhnt, so auch die Leute endlich an die Verwandlung, die mit Roberti vorgegangen war; um so mehr, da man ihn in seiner körperlichen Erscheinung nicht verändert fand. Erst nach ungefähr drei Jahren beschäftigte man sich von neuem mit ihm; teilnehmend schüttelten die Bekannten die Köpfe und fragten sich, was mit Roberti vorgegangen sei, der plötzlich um zehn Jahre älter geworden zu sein schien.

In jener Zeit war es, als Roberti eines Tages, wie so häufig, in der Dämmerung an seinem Schreibtische saß und sinnend vor sich hinsah. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und die geballte Rechte ruhte schwer auf der Partitur seiner Oper, welche seit jenem Tage, wo Gabriele ihn verlassen hatte, noch immer unangepackt auf demselben Plak lag.

Es war in seinem Zimmer überhaupt nichts geändert worden; auch das kleine Arbeitstischchen unter dem Fenster, an dem einst seine Frau und später Gabriele täglich geessen, wenn er am Flügel saß und spielte, stand noch dort und auf ihm ein Nähkörbchen, so wie es Gabriele hatte stehen lassen. Nur einmal hatte er sein Manuskript ausgespuckt und von neuem weiterenden wollen, doch besann er sich und legte es wieder an seinen alten Plak. „Du irrst, mein gutes Weib,“ sagte er leise, „jene Stunde des Glückes, von der du träumtest, wird niemals kommen, aber, wenn Gott mir gnädig ist, so komme ich bald zu dir; ich verzage auch jetzt nicht.“

Sinnend saß Roberti in seinem Stübchen. Auf der Gasse brannten die Laternen, und ihr matter Schein irrte an der Decke des Zimmers flackernd hin und her, denn draußen stürmte und heulte der Wind, und die Schneeflocken tanzten im wilden Reigen am Fenster vorbei.

Roberti war in tiefe traurige Gedanken versunken. Draußen

auf dem Flur vernahm man die Schritte der Haushälterin; zuweilen blieb sie an der Thür horchend stehen. Sie fürchtete sich, wenn Roberti um diese Zeit einsam in dem dunklen Zimmer saß; sie wußte, daß ihn alsdann Dämonen gespenstisch umschlichen, des Augenblicks harrend, wo sie den Einsamen packen könnten. Die Alte wußte nur zu gut, was auf diese unheimliche Stille da drinnen folgte: dann trat Roberti an den Flügel, als wollte er die unliebhaften Gäste seiner Phantasie vercheuchen, wie einst Saul den bösen Geist durch Harfen- spiel zu bannen suchte. Zuweilen schien es Roberti auch zu gelingen; aber bald klangen die Harmonien, welche er dem alten Instrumente in weicher, anscheinender Tonfülle zu entlocken verstand, wilder und leidenschaftlicher, bis endlich die Töne gleich einem entsetzten Elemente ohne Ziel und Maß daherausfuhren. Wenn Roberti dann aufsprang und mit großen unruhigen Schritten das Zimmer durchmaß, in heftigen abgerissenen Worten vor sich hinredend, so flüchtete die Alte entsetzt in ihre blühblanke Küche und betete ein Vaterunser über das andere für ihren armen Herrn, der ihr doch noch nie ein böses oder unanstes Wort gesagt hatte.

Ein leises Klopfen an der Flurthür scheuchte die alte Frau diesmal von ihrem Lauscherposten, und als sie die Thür öffnete, stand ein armes blasses Weib vor derselben und fragte nach Roberti. Die Alte atmete erleichtert auf, als sie die Bettlerin sah.

„Ja, mein Kind,“ sagte sie freundlich, „er ist daheim. Klopfen Sie nur getrost dort an jene Thür; Herr Roberti hat noch keinen Armen ungetröstet von sich gelassen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete die Arme.

„Ja, ja, es wissen's alle, es wissen's alle,“ nickte die Alte, und das blasse Weib klopfte zaghaft an die Thür.

Erst nachdem sie zum drittenmale und stärker gepocht hatte, rief es drinnen „Herein!“ Zögernd trat sie über die Schwelle und schloß die Thür hinter sich, dann blieb sie zitternd am Eingange stehen.

Roberti saß noch an seinem Schreibtische und wandte langsam den Kopf nach der Eintretenden. Als er die schlanke bleiche Frau im Dämmerlichte stehen sah, in demütiger Haltung mit gesenktem Haupte und zu furchsam, um näher zu kommen, seufzte er leise und strich das wirre dunkle Haar aus dem Gesicht.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte er traurig, und als er statt der Antwort nur ein leises Weinen vernahm, fuhr er begütigend fort: „Gehen Sie hinaus zu der Haushälterin, die soll Ihnen Speise und Trank geben — und“ setzte er hinzu, als die Fremde das Haupt noch tiefer sinken ließ und unbeweglich stehen blieb, „und ein warmes Kleidungsstück.“

Aber auch jetzt rührte sich das blasse Weib nicht. „Nun denn,“ fuhr er abermals fort und zog seine Börse hervor, „hier, nehmen Sie — nehmen Sie.“

Doch als die Fremde jetzt eine abwehrende Handbewegung machte und bittend ihre Hände erhob, richtete sich seine zusammengesunkene Gestalt im Stuhle empor, und erstaunt fragte er: „Ja, mein Kind, was wünschen Sie denn?“

Da stürzte das blasse Weib laut aufschluchzend zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie und stammelte:

„Verzeihung — Verzeihung!“

Mit gellendem Schrei sprang Roberti empor, seine Hände griffen in die leere Luft hinein, und zornige, dämonische Blicke flammten aus seinen Augen. In wilder Hast griff er nach seinem Werke, erhob es hoch in die Luft, als wolle er es auf seine Tochter niederschmettern, und über seine zuckenden Lippen kam ein hartes, bitterböses Fluchwort.

Schmerzhaft zuckte Gabriele zusammen, und ihre Thränen versiegten. Dann erhob sie sich und wandte lautlos aus dem Zimmer. Als die Thür sich zwischen ihr und dem Vater schloß, sank er ermattet in seinen Stuhl zurück, und das Paket, welches das Manuskript enthielt, fiel mit dumpfem Geräusch zu Boden.

Doch nach einer Weile erhob er sich schwer, wie aus einer Betäubung erwachend. Er preßte die geballte Faust gegen die glühende Stirn, als müsse er sich auf das Geschene begeben; als er einen Schritt vorwärts that, stolperte er über das Manuskript. Nun erst schien ihm der Vorgang wieder klar zu werden; doch nach seiner Vorstellung mußte Gabriele erst in diesem Augenblick das Zimmer verlassen haben. Heftig stieß er sein Werk mit dem Fuße zur Seite und rief: „Gabriele, mein Kind — komm, o komm zurück!“

Er lauschte und glaubte, sie müsse wieder eintreten. Doch alles blieb still — wie damals, als sie ihn so plötzlich verlassen. Ungeheim eilte er aus dem Zimmer. Als er aber auf dem mattenleuchteten Flur niemand sah, ergriffen ihn namenlose Angst und Schmerz. Er rief nach der Haushälterin: „Susanne, wo ist sie geblieben — wo ist sie?“

„Das arme Frauenzimmer?“ fragte die Alte, indem sie aus der Küche hervorhumpelte. „Fort! Hier hinaus! Aber um Gottes Willen, Herr Roberti —“

Er hörte die Alte nicht mehr, sondern stürzte in fliegenden Haaren, wie er gerade ging, aus dem Hause in den Wintersturm hinaus.

Eine Weile irrte er planlos durch die menschenleeren Straßen, zuweilen den Namen seines Kindes rufend. Plötzlich blieb er stehen und rief: „Ja, dort werde ich sie finden!“

Mit hastigen Schritten eilte er dem Thore zu und verließ die Stadt. Draußen tobte das Unwetter noch heftiger; heulend pfliff der Sturm durch die alte Lindenallee, daß die Äste knarrten und ächzten, und oftmals mußte Roberti sich umwenden, weil der Sturm ihm den Atem zu nehmen drohte. Doch weiter, immer weiter — was kümmerte ihn das Unwetter! Endlich, halb erschöpft und zitternd vor Kälte, hatte er sein Ziel erreicht: er trat durch eine dunkle Pforte auf den Friedhof. Er kannte seinen Weg zu genau, als daß er ihn selbst bei diesem Wetter und zu dieser Stunde nicht gefunden hätte. Schon tauchten die dunklen Cypressen vor seinen Augen auf und das weiße Kreuz, welches das Grab seiner Frau schmückte, leuchtete ihm von fern entgegen, da sah er eine dunkle Gestalt, ja, er erkannte sie: vor dem Grabe kniete das bleiche Weib, so wie es auch vor ihm gelegen hatte.

„Gabriele!“ rief er; aber ein orfanartiger Windstoß schleuderte ihn gegen ein hohes Postament, an das er sich anklammern mußte, um nicht zu Fall zu kommen. Als er sich von dem heftigen Anprall wieder erholt hatte und nach dem Grabe hinüberblickte, war die Stelle, wo seine Tochter betend gekniet hatte, leer, und seine angstvollen Rufe verhallten machtlos im Sturme.

(Schluß folgt.)

Ein neuer Damensport.

Nachdruck verboten.

Auch das Mittelalter hatte seine Salons. Sie waren aber mit grünen Binsen statt der Teppiche ausgelegt. Bei den Zupfassen derselben war es eine vielverhandelte Frage, wo die besten Falkenglöckchen zu haben wären, in Mailand oder Dordrecht. Man stritt darüber, ob die Glocke an dem einen Bein des Falken höher gestimmt sein müßte, als die am andern. Damals stand die Falkenjagd in ihrer Blüte. Das gezeigte Edelfräulein sprengte mit Ritter und Troubadour, mit Knappen und Rosen im Gefolge, in Grün und Gold gekleidet, auf ihrem Zelter und in einem Sattel mit nur einem Horn hinaus in den fast endlosen Wald. Und sie trug den Falken auf der stark behandschulten Faust. Sie hatte damals in der That noch eine solche. Auch das Weib durfte sich in jener Zeit des Faustrechts seiner starken Muskeln und Sehnen rühmen, wie einst Brunhilde. Sie führte Speer und Bogen wie ein Mann. Es gab noch Amazonen und Dianen, welche die Jagd wie einen Beruf trieben und mitunter auch höchst eigenhändig ihre Leibeigenen durchpeitschten, um über die gebrückte Masse ihres Geschlechts durch solche Kraftleistungen sich zu erheben. Diese Zeit ist vorüber, wenn auch, wie Ihering sagt, das römische Recht oft nicht minder grausam ist, als das Faustrecht. Das Fräulein des neunzehnten Jahrhunderts sitzt feinstimmig daheim. Mildere aber auch schwächlichere Auffassungen der gegenseitigen Beziehungen im häuslichen und gesellschaftlichen, auch im sozialen Leben haben Platz gegriffen und lassen Uebelstände zu hohen Jahren kommen, welche vielmehr die ganze Thatkraft aller gesellschaftlichen Faktoren herausfordern sollten.

Das deutsche Weib scheint zur Unthätigkeit verurteilt, und da wäre es dann in mancher Beziehung zu wünschen, daß dasselbe sich wiederum bethätigen möchte, freilich nicht wie ehemals mit der Faust, sondern mit Herz und Geist, ähnlich ihren englischen und amerikanischen Schwestern. Keine Alt- und Neulands-Dame, welche nicht, um sich den Namen einer solchen zu verdienen, einer Sonntagsskiffe oder sonstigen gemeinnützigen Unternehmung sich widmete, keine, die sich wohl befände ohne ihre Klientel von Bedürftigen. So wirkt das Weib zur Verringerung der sozialen Frage, an deren Lösung die Weisesten verzweifeln. Und es ist erfreulich, daß auch deutsche Damen der höheren Stände seit geraumer Zeit das ihrer harrende Arbeitsgebiet erkannt und betreten haben. Um dies zu können, bedarf das Weib einer gewissen Energie und Frische der Initiative, welche gepflegt und anerkundet werden muß, während es, wie jetzt die Dinge liegen und noch vielfach angehen werden, zu befürchten steht, daß mit der höheren Kultur eine immer bedrohlichere Verweichlichung des weiblichen Geschlechtes eintritt. Einer solchen gilt es mit allen Mitteln entgegenzuwirken.

Es ist nun keineswegs die Massenhaftigkeit der Muskelentwicklung, sondern die Harmonie zwischen den verschiedenen Systemen des Körpers, namentlich zwischen dem Nerven- und dem Blutsystem, die dem frischen thatkräftigen Geist eine gesunde leibliche Grundlage bietet. Nicht Kraftäußerung, sondern Stählung der Muskeln und Uebung der Sinne als deren Lenker bringt Körper und Geist in Einklang. Und dies zu erfüllen, würde eine Sportart, welche neuerdings in England, Amerika und auch in Skandinavien wieder in Aufnahme gekommen ist, die des Bogenschießens, vielleicht geeigneter scheinen, als irgend eine andere. Dieser Sport ist nicht außergewöhnlich anstrengend und macht keinen Lärm, aber er ist anregender, unterhaltender und mit mehr Geschicklichkeiten verknüpft, als irgend ein anderer weiblicher Sport. Er läßt sich auch jeder Zeit ohne besondere Garderobemaßnahmen in Scene setzen und würde jedenfalls bei uns mehr in Aufnahme kommen, wenn man sich vergegenwärtigte, wie sehr diese klassische Waffenübung dazu angethan ist, Nerv und Muskel zu festigen, die schöne Haltung des Körpers und die Sicherheit des Auges, sowie die Herrschaft über die Bewegung zu erhöhen.

Der Charakter der Frau kann durch diesen Sport nur gewinnen. Sie würde dadurch eine Kameradin des Mannes, ohne Gefahr zu laufen, wie bei anderen Sportarten, an ihrer weiblichen Würde und Gemüthsart Schaden zu leiden. Ihre Nerven würden sich stählen, ihre Arm-, Nacken- und Brustmuskeln, damit zugleich die Atmung sich kräftigen. Und auch die Herren könnten an diesem Sport teilnehmen, die Jagdschützen insbesondere sogar davon Nutzen ziehen. Denn sie befreien sich dadurch von der Gewohnheit allzu großer Bedanterie beim Zielen oder „Abkommen“. Man kann beim Bogenschießen nicht auf den Fleck halten, was ja auch bei der Jagd selten möglich ist, ohne die Gelegenheit zum Schuß zu veräumen. Vielmehr kommt hier ein Sinn in Thätigkeit, welcher mehr im Muskel als im Auge liegt, in der Abwägung der Kräfte ebenso wie der Entfernungen. Nähnlich wie der Pianist, wenn er blindlings in der Minute Hunderte von Noten greift, ähnlich wie Dr. Carver schnell hintereinander emporgeworfene Glaskugeln in der Luft zerschmettert, ohne anzulegen, aus der Hülfsstellung schießend, und zwar obenein auf galoppierendem Pferde, so macht es auch der Bogenschütze. Er zielt nicht wie der Pistolen- und Büchschütze nur mit einem Auge, sondern frei mit beiden Augen und Armen, ja mit dem ganzen Körper vermittelst des durch langjährige Uebung erworbenen Schätzungsvermögens und allgemeinen Muskelgefühls. Er faßt das Ziel nicht geradlinig ins Auge, über Bifur, Rinne und Kornspitze hinweg, sondern schätzt dessen Entfernung, die auf die Spannung des Bogens verwendete Kraft und die Kurve, welche sein Pfeil in der Luft beschreiben muß, um das Ziel zu erreichen.

Beide Augen und das gesamte Muskelsystem kommen also in Mitwirkung bei diesem Sport, in noch höherem, jedenfalls subtilerem Maße, als sogar beim Schleudern des Speers. Die unvollständigere Ausbildung des gesamten Apparats von Sinn, Nerv und Muskel ist auch Grund, weshalb die Wilden, die den Wurfspieß oder den Pfeil und Bogen führen, sehr bald auch das Feuergewehr mit einer gewissen Genialität handhaben lernen, während oft der beste Scheibenschütze weder einen Stein trefflicher zu schleudern, noch auch dem Vogel, dessen Flug er mit beiden Augen beurteilen muß, einen Schuß beizubringen vermag. Er ist kein „Augenblidschütze“, wie der Ausdruck lautet.

Indessen ist das feinste Muskelgefühl doch nimmer imstande, anders als aus Routine und Erfahrung heraus zu urteilen. Der Bogenschütze übt sich wie der Geiger auf seinem besonderen Instrumente mit Pfeilen von genau bestimmtem Gewicht, welche bei gleicher Spannung der Sehne auch stets die

gleiche Kurve beschreiben werden. Hieraus geht hervor, daß der Bogenschütze auf Herstellung und Erhaltung seiner Geräte nicht mindere Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwenden muß, als etwa ein Virtuose oder ein Büchsen- oder Pistolenschütze wie Carver.

Wir hoffen deshalb dem Wunsche vieler, dem Damensport freundlich Gesinnter zu begegnen, wenn wir dem beim Bogenschießen verwandten Material etwas genauere Aufmerksamkeit widmen. Und die schöne Leserin selber, welche es dem unfehlbaren Bogenschützen, dem kleinen Gotte Amor, nachthun will, wird es uns verzeihen, wenn unsere Details auch ein wenig auf das technische Gebiet hinübergreifen. Das Bogenschießen ist eine Kunst und nicht ganz ohne technische Anweisungen zu erlernen.

Der Bogen des Odysseus bestand aus Horn, und der Umstand, daß die „Freier“ diesen Bogen bei ihrem Preisschießen mit Del am Feuer geschmeidiger zu machen suchten, läßt sofort den Schluß zu, daß Horn nicht das geeignete Material für ein sportlich zu handhabendes Instrument der gewünschten Art sein dürfte. Wir brauchen ein Material, welches leicht, federnd, möglichst unveränderlich und auch für Damenhände geeignet ist. Metall würde zu schwer sein für diese feinsinnige Kunst. Obwohl man stählerne Bogen, wie sie an den Armbrüsten in Brauch sind, verwendet, können wir dieselben doch nicht empfehlen.

In den englischen Archeryklubs, die im Hyde Park ihr alljährliches Damenmeeting feiern, sind hölzerne Bogen und Pfeile allein in Brauch. Denn auch das so leichte und elastische Fichtbein ist für unsern Zweck zu wenig zuverlässig, da es bei Temperaturwechseln leicht spröde wird und springt. Von unseren einheimischen Hölzern eignen sich namentlich das der Weißbuche, Eiche, Roß und, in erster Linie, der Eibe zur Herstellung eines guten Bogens. Letzteres steht schon sehr hoch im Preise, da gute Stücke von hinreichender Länge sich nur selten finden. Man hilft sich, indem man Stücke von halber Länge spaltet und die so gewonnenen Schenkel durch Mittelstücke anderer Art verbindet. Ebenso fügt man nicht selten zwei Streifen von verschiedenen Holzarten der Länge nach zusammen und nimmt außen das harte, innen das elastischere Material. Das Eschenholz eignet sich am besten zu äußeren oder Mittelstücken, welche breit angelegt werden. Das Rosen- und Weißbuchenholz dagegen besitzt größere Schnellkraft und ist daher für die Schenkel vorzuziehen, die sich mehr in die Länge strecken und eine rundliche Form erhalten. In derselben Harmonie vereinigen sich das amerikanische zähe Hickory und das Schlangenholz. Gut verbunden, ist ein so kombinierter Bogen das eleganteste sportliche Werkzeug, das einer Dame in die Hand gegeben werden kann, in gleicher Weise zäh, elastisch, widerstandsfähig und schnellkräftig. Derselbe sollte sich bei einer Zugkraft von einem Viertel Centner etwa um eine halbe Armlänge durchbeugen, was sich leicht durch Belastung der Sehne ermitteln läßt. Für die männliche Kraft kann diese Belastungsziffer natürlich viel höher gegriffen werden, selbst bis zu einem Centner steigen.

Im Gegensatz zum Bogen repräsentieren die Sehne und der Pfeil das unachgiebige und starre Prinzip. Jene soll sich nicht strecken, der Pfeil vom Holze einer Konifere, obgleich weich, nicht biegen lassen. Er ist von guter Armlänge, der Durchspannung des Bogens entsprechend, oft an der Basis mit einem Hornanätze versehen, der für den Kern eine geeignete Festigkeit bietet. Auf die Gestalt des Pfeiles kommt es dabei weniger an, als auf sein Gewicht, da dieses bestimmend für seine Flugbahn ist. Und zwar bestimmten die alten Bogenschützen dasselbe nach gangbaren Münzen; auch heute noch redet man in England von Schilling- und Kroupspießen. Letztere hatten also ein Gewicht von nahezu fünf Mark.

Der berühmte englische Sportschriftsteller Stonehenge giebt einige schätzenswerte Winke. Er sagt: Lancelholz und Hickory, aneinander geleimt, giebt einen sehr „lebhaften“ Bogen, der sich am besten für den schnellen und kurzen Zug des Damenarms eignet. Er kennt Damen, welche einen siebenfüßigen Bogen von einem halben Centner Spannkraft handhaben. Aber es muß davor gewarnt werden, einen Bogen in Gebrauch zu nehmen, der sich nach einiger Uebung nicht mit Leichtigkeit bis an das Kopfende des Pfeils durchbeugen läßt. Denn ein mit krampfhaft angespannten zitternden Fingern abgeschlossener Pfeil ist nutzlos vergeudet und irrt vom Ziel. Er nennt die runde Außenseite des Bogens den Bauch, die flache Innenseite den Rücken. Er empfiehlt, den Bogen in einem Futteral und zwar an einem trocknen Orte zu bewahren. Für die Sehne verlangt er Hanf, nicht Flachs. Letzterer sei zwar weniger nachgiebig, aber auch weniger elastisch und ausdauernd. Die Mitte der Sehne muß mit gut gewachsener Seide umwunden sein, um ihr Schutz gegen die Abnutzung durch den Pfeil zu gewähren. Zuweilen muß man die Sehne abspannen und ihr in der Richtung des Gewebes eine Drehung geben, nachdem man sie tüchtig gewaschen hat. Die beste Form des Pfeils ist nach der Ansicht von Stonehenge die sich nach hinten, dem Federende, verjüngende. Er schätzt das weiße Fichtenholz als das beste Material dazu, die Spitze sei von Eisen oder Messing, und zwar sollte sie nicht unmittelbar, sondern mittels eines Stückes harten Holzes an den Fichtenteil befestigt sein. Durch diesen Uebergang wird der Flug ein sicherer. Die Befiederung am hinteren Ende ist ebenfalls sehr wichtig. Denn dadurch, daß dieselbe sich spiralförmig windet, giebt sie dem Pfeil eine Drehung um seine Achse, wie sie die Spitzkugel durch die „Züge“ im Gewehrlauf erhält. Der Pfeil wird dadurch gegen den Einfluß des Windes gestützt und senkrecht zum Ziel erhalten. Ferner soll der Arm gegen das Anspringen der Sehne durch eine Bandage von Leder geschützt werden.

Beim Schießen wird der linke Arm, indem man den senkrecht gehaltenen Bogen in der Mitte erfaßt, wo er zur besseren Handhabung mit Schnur umwickelt ist, steif vorgestreckt, der Pfeil rechtwinklig auf die Sehne gesetzt, wo man ihn mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand festhält. Das vordere Ende des Pfeils liegt wiederum an der Mitte des Bogens an. Der linke Fuß wird um einen halben Schritt vorgeschoben, sodas der Schütze fest auf beide Füße zu stehen kommt. Beide Arme werden gehoben und der Pfeil nach dem rechten Ohr hin zurückgezogen. Beim Zielen, d. h. beim Abschätzen der Kurve, welche der Pfeil durchfliegen soll, wird derselbe vorerst nur um etwa drei Viertel der vollen Durchspannung zurückgezogen, während letztere erst kurz vor dem Momente des Abschneßens erfolgt.

Beim Zielen wird natürlich der Richtung und Stärke des Windes so viel wie möglich Rechnung getragen. Je schwächer

die Schnellkraft des Bogens, um so größer wird die Abweichung des Pfeiles sein, wenn eine starke Luftströmung ihn seitlich erfaßt. Die Bogenschütze hat also doppelt Ursache, dieses Moment zu berücksichtigen. Beim Betriebe dieses Sports empfiehlt es sich daher, mit dem Winde zu schießen und ein wenig zu kurz oder unter das Ziel zu halten. Eine Scheibe aus Segeltuch, das die Pfeile schont, ist die zweckmäßigste.

Man pflegt sich vielfach auf das Weitschießen zu beschränken, sodas derjenige Schütze, dessen Pfeil den weitesten Weg zurücklegt, den Sieg davonträgt. Hierbei ist außer der kräftigsten Hand der Winkel von 45° ausschlaggebend, in welchem der Pfeil emporgesendet wird. Wie weit ein Bogen zu tragen vermag, erhellt aus der Thatfache, daß neuere englische Schützen ihre Pfeile bis zu einer Entfernung von circa tausend Fuß entsendet haben.

Zum Schutz der Hände wird die Linke am Handgelenk mit einem Leder umwunden, während die in Thätigkeit tretenden Finger der Rechten durch einen starken, nur dreifingrigen Lederhandschuh bewahrt werden. Die Spitzen desselben sind ein wenig einzusetzen.

Für die zarten Hände der Damen hat die englische Sportindustrie eine Handhabe geschaffen, welche jede Anstrengung und Verletzung der Finger ausschließt. Dieselbe ist von Pistolenform mit einem Drücker, welcher den vom Haken erfaßten Pfeil und die angespannte Sehne sofort befreit. Indessen wird am besten von solchen Hilfsmitteln abgesehen, weil sie das feinere Zielen beeinträchtigen. Jedenfalls werden solche Schützen nicht jenen Grad von Treffsicherheit erreichen, mit der einst die von Homer besungenen Helden des Bogens ihre Opfer niedertretzten, noch auch die der berühmten englischen „Archers“, welche drei Fuß lange Pfeile noch auf 250 Schritt mit Sicherheit entsandten und den Briten den Sieg in den Schlachten von Poitiers, Crecy und Agincourt errangen.

Ottomar Beta.

Vorsicht beim Mieten der Wohnung!

Von Dr. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Um Krankheiten zu verhüten, muß die Gesundheitspflege vor allem die Ursachen derselben aufdecken. Gegenüber den früheren, oft vagen und beweisunfähigen Annahmen von einer Erkältung, Ueberanstrengung, einem Diätfehler u. z. zur Erklärung eines Krankheitsintritts ist es nun als ein wesentlicher Fortschritt und Gewinn zu betrachten, daß man jetzt von einer Anzahl Krankheiten die Veranlassung in sicht- und greifbarer Form entdeckt hat, nämlich in Gestalt von Bakterien oder Spaltspitzen. So steht es z. B. heute positiv fest, daß die Cholera nur vom Eindringen des Komma-Bazillus in den menschlichen Leib herrührt, die Schwindsucht von dem des Tuberkel-Bazillus u. s. w., und man ist nur noch im Unklaren darüber, durch welche sekundären Ursachen jene mikroskopisch kleinen Lebewesen das normale Getriebe unseres Organismus in Unordnung bringen, ob auf mechanische Weise, nämlich direkt durch ihre große Vermehrung im Blute, oder auf chemischem Wege, indem sie durch ihre Vegetation chemische Produkte (sogenannte Ptomaine) im Blute erzeugen, welche verwestend auf den Menschenkörper wirken. Das sind aber, wie gesagt, Nebenfragen, und als Thatfache darf angesehen werden, daß spezifische Spaltspitze spezifische Krankheiten, die man deshalb Ansteckungs- oder Infektionskrankheiten nennt, hervorbringen.

Diese Krankheiten haben das gemeinsam, daß sie meist in gehäufte Form, eben als Epidemien auftreten. Nun hat man zwar bei einer Reihe solcher den die Krankheit erzeugenden Spaltspitze noch nicht entdeckt, darf aber den Analogieschluß wagen, daß auch sie einem solchen ihre Entstehung verdanken. Das gilt vom Scharlach, den Masern, Keuchhusten, Wochenbettfieber und anderen epidemischen Krankheiten mehr.

Endlich giebt es noch eine dritte Gruppe von Krankheiten, die zwar nicht epidemisch auftreten, aber dennoch aus dem Grunde zu den Infektionskrankheiten gerechnet werden, weil Arzneimittel von pilztötender Wirkung bei ihrer Heilung hervorbringen. Dies gilt in eminentem Grade vom Gelenkrheumatismus, gegen den die zu jenen Mitteln gehörige Salicylsäure sich als vortreffliche Arznei bewährt hat.

Den Gelenkrheumatismus, eine häufige und ebenso gefährliche, wie die Arbeitsfähigkeit oft zeitweilig schädigende Krankheit, zählen wir also zu den ansteckenden Krankheiten, und zwar nicht zu den contagösen, sondern den miasmatischen. Je nachdem nämlich die gesundheitsgefährlichen Pilzkeime nur im Menschen gedeihen und sich vermehren, oder auch sonst in der Natur vorkommen, wird die Ansteckung entweder nur von Mensch auf Mensch erfolgen, oder sie wird, unabhängig von der Berührung mit schon Erkrankten, aus dem Einfluß gewisser Verticilliten, gewisser Luftströmungen oder durch den Genuß gewisser Speisen und Getränke treffen. Beim Gelenkrheumatismus ist es wahrscheinlich, daß der denselben erzeugende Spaltspitze an Räumlichkeiten von feuchter Beschaffenheit haftet und der Aufenthalt in solchen ihn hervorruft.

Daraus geht nun die Lehre hervor: Triffst dich dieses schlimme Leiden, so wechsele zur Genesung und zum Schutz gegen Rückfälle die Wohnung oder deinen Aufenthalt, hüte dich aber, eine solche neue Wohnung zu beziehen, in der kurz zuvor jemand an Gelenkrheumatismus frant lag oder gar gestorben ist.

Ueberhaupt sei man — diese nützliche Bemerkung wollen wir hier anknüpfen — viel vorsichtiger in der Wahl seiner Wohnung aus hygienischen Gründen. Richte dich nicht allein nach dem Preis und nach ihrem hübschen Gesicht, sondern befrage dich bei Nachbarn oder der Polizei über ihre Vergangenheit, und wenn du erfährst, daß ansteckende Krankheiten irgend welcher Art darin gehaust haben, so beziehe sie jedenfalls nicht früher, als bis sie polizei-vorschriftsmäßig desinfiziert, am besten neu geweißt, tapeziert und gefrischen ist. Solltest du aber, Leser, so unglücklich sein, dich noch Junggeselle zu nennen, dann sei der Möbel, Vorhänge und namentlich des Bettes wegen, das du mietest, doppelt auf deiner Hut und steige nicht eher in letzteres hinein, bis du seine letzten Lebensschicksale kennst.

Der Dichter der „Leute von Selbwyla“.

In später Nachmittagsstunde des 15. Juli entschlief sanft und schmerzlos ein großer deutscher Dichter, Gottfried Keller, zu höherem Leben. Obwohl kaum in die siebenziger Jahre eingetreten, ward er doch schon seit längerer Zeit von der Last des Alters gedrückt, und wer ihn während der letzten Jahre aus der Stadt nach seinem stillen Hause am Zeltweg in Hottingen so mühsam hinauswandern sah, mußte sich sagen: „Diesen Gang macht er nicht lange mehr; die letzte Ruhe ist nahe!“

Dennoch hoffte man von dem Gebrauch der Baden-Badener Thermalquellen, dem er sich auf den Rat sachverständiger Freunde unterzog, von dem Genuß der reizenden Natur des Ostthales, von den Bemühungen seiner vielen Verehrer, deren Liebe sich namentlich bei der Feier von Kellers siebenzigjährigem Geburtstag in ergreifender Weise dokumentierte, Erquickung, fortwirkende Erholung und Erfrischung des teuren Dichters, umsomehr, als er die unvermeidlichen Aufregungen jener solennen Geburtstagsfeier im ganzen wohl ertragen hatte; aber schon die nächsten Wochen bekundeten ein rapides Vergab seiner Lebenskraft, ein Hinschwinden sogar seiner Geistesfrische, und als er dann endlich, nach manchem Wechsel in Wohl- und Uebelbefinden, definitiv aufs Krankenlager sank, da konnte man sich kaum noch Täuschungen hingeben: das Wunderwerk dieses Geistesmechanismus war im Abflauen begriffen, mußte bald, nur allzubald stille stehen!

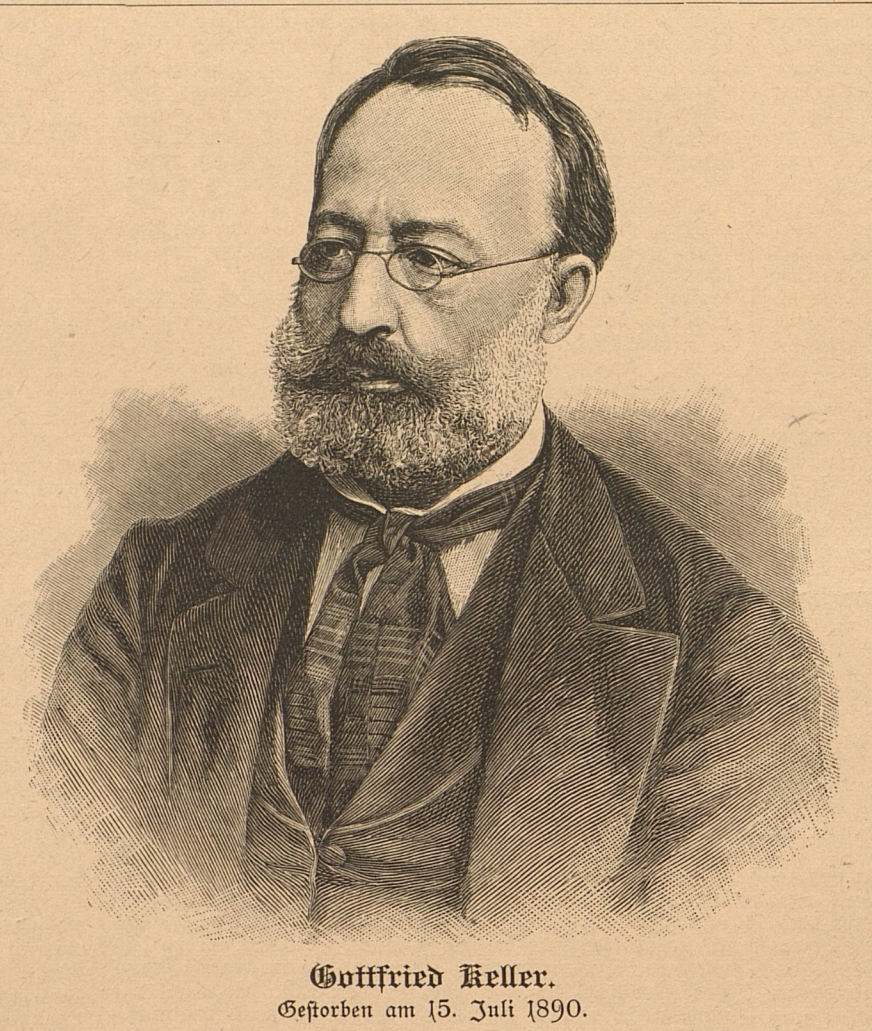
Er ist dahin, und mit ihm erlosch ein strahlender Stern am Himmel deutscher Dichtkunst. Und doch — wie seltsam — verkannte er selbst, dem Altmeister deutscher Dichtkunst darin gleich, lange seine eigentliche Begabung, suchte auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei ein Feld für seine Lebensarbeit. Erst seine künstlerischen Studien in Wien (1840—42) enttäuschten ihn; dafür entschädigte ihn die unter dem Schmerz der Lebensänderung reich aufsprudelnde Quellader lyrischer Dichtung, und die Aufnahme, die sein im 1846 erscheinender Band „Gedichte“ bei Kennern fand, öffnete ihm vollends die Augen über seine eigentliche Begabung und — Bestimmung! Nach drei emsigen Studienjahren, in Heidelberg und Berlin, publizierte er (1851) einen Band „Neuere Gedichte“, die durch tiefe Innigkeit und quellende Lebensfülle unwiderstehlich wirkten, arbeitete drei Jahre an einem großen Roman und veröffentlichte 1854 jenes wunderbare Werk, das schwach in Erfindung und Komposition, mächtig ist in echt poetischer Stimmung, überreich an dichterischem Detail, und eine Fülle äußerer und innerer Erlebnisse in sich schließt, wie kaum ein anderes Dichterwerk der neueren Zeit — den Roman „Der grüne Heinrich“.

Mehrere Jahre lang nach Vollendung dieses bedeutenden Werkes kultivierte Keller mit hingebender Liebe die Novelle, und hier war es vornehmlich, wo ihm die Meister der Kunst den Preis höchsten Könnens zuerkannten. Der Ehrentitel eines „Shakespeare der Novelle“ war, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, welche durch das grundverschiedene Temperament beider Dichter bedingt sind, nicht unverbient. Der Novellen-Cyklus, den Keller (im Jahre 1856) unter dem Titel „Die Leute von Selbwyla“ publizierte, offenbarte ein ganz ungewöhnliches Erzählungstalent, ja einige Stücke, wie „Die drei gerechten Kammacher“ und „Romeo und Julie auf dem Dorf“ bekunden eine Meisterhaftigkeit der Darstellung, bieten eine Fülle und Wärme sinnlich-anthaulichen Lebens, eine Tiefe und Feinheit des psychologischen Blickes, wie sehr wenige Dichtwerke erzählender Gattung in unserer ganzen deutschen Litteratur.

Ihren berühmten Landsmann zu ehren, erwählten die Bürger des Kantons Zürich Gottfried Keller (im Jahre 1851) zum ersten Staatsdichter, und ein halbes Jahrzehnt lang trug der Dichter diese ehrenvolle Last. Dann verdrängte der Poet in ihm mit unwiderstehlicher Kraft den Beamten, und das Jahr 1876 sah ihn wieder frei und unabhängig, im Reich der Dichtkunst schaffen und schalten. In seiner Seele sproßten frische Keime neuer Schöpfungen auf. So bereicherte er eine neue Auflage der „Leute von Selbwyla“ um mehrere wahrhaft köstliche Stücke, wie „Dietergen“, „Kleider machen Leute“ u., gab (im Jahre 1872) die wunderbar farbenreichen und gedankenvollen „Sieben Legenden“, wenige Jahre später die unvergleichlichen „Zürcher Novellen“ ans Licht und tilgte durch eine mit gereifter künstlerischer Einsicht ausgeführte Neubearbeitung des Romans „Der grüne Heinrich“ die diesem großartigen Werke aus erstem Wurf anhaftenden Kompositionsfehler aufs glücklichste.

Aus zeitweiser Ermattung, begründet durch äußere Lebensschicksale, erhob sich seine poetische Schaffenskraft noch einmal auf einen glänzenden Höhepunkt in dem zwar einfach komponierten, doch innerlich überreichen Romane „Martin Salander“, der zuerst in der Zeitschrift „Deutsche Rundschau“ (Berlin, Verlag der Gebrüder Paetel) erscheinend, danach in Buchform publiziert, einen Siegeslauf durch die ganze gebildete Welt vollführte.

Daselbe blieb Kellers letztes bedeutendes Werk; bald nach Vollendung desselben beschlich ihn jenes marasmusartige Siechtum, mit dem er nur noch kurze Zeit zu kämpfen vermochte, dem er nun unterlegen ist. Seit dem 18. Juli birgt den ersten und größten Nationaldichter des Schweizervolkes die Schweizer Erde. Möge sie ihm leicht sein!



Gottfried Keller.
Gestorben am 15. Juli 1890.

Die Seerixe.

Novelle von A. G. von Suttner.

(Schluß von S. 295.)

Nachdruck verboten.

Das Getöse nahm von Minute auf Minute zu. Kreisende Frauenstimmen vereinigten sich mit den lauten erregten Rufen der Männer, während das Fahrzeug bedenklich auf und ab zu schwanzen begann.

„Das geht über den Spaß!“ rief der Verwundete. „Ich glaube, wir sinken,“ er wandte zum Kajütenfenster hin und suchte, mit dem Blicke den grünen Nebelschleier zu durchdringen; einen Moment lichtete sich derselbe ein wenig, und er glaubte in der That zu bemerken, daß die Wasserfläche höher heraufreichte, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall sein konnte: „Kein Zweifel, das Schiff hat einen Schaden erlitten!“ Zu seinen Häupten polterte es wild durcheinander, und verzweifelte Rufe: „Schnell — hierher — Hilfe“ wurden deutlich hörbar — dann legte sich nach und nach das Geräusch, und es war auf einmal, wie wenn die Stimmen sich nach einer bestimmten Richtung hin entfernten. Es erfolgte wieder ein gewaltiger Ruck, der das Fahrzeug in allen seinen Teilen erbeben machte — ein Rufen und Keuchen, wie von einem davonfahrenden Dampfer, wurde vernehmlich, dann schwächer und schwächer — und jetzt packte er seine Gefährtin bei der Hand: „Kommen Sie, längeres Verweilen hier selbst kann für uns der Tod sein.“ Er eilte der Kajütenthüre zu und drückte an der Schnalle, die zwar nachgab, allein die Thüre selbst folgte nicht dem Drucke. Er suchte mit einem kräftigen Fußstoße nachzuhelfen, allein auch dieses Mittel blieb ohne Erfolg.

einmal dort in jene kleine Spalte ein und suchen Sie dieselbe etwas zu erweitern; ich will dann meine Hebestange einschieben, und mit vereinten Kräften mag es gelingen.“

Er gehorchte ihrer Anweisung, und wirklich wich jetzt das Gitter von einer Seite ihrem Drucke. „Bravo!“ rief er, „drüben nun ebenso,“ und nach wenigen Minuten war dieses erste Hindernis beseitigt. „Teufel!“ sagte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend, „wenn man längere Zeit aus der Lebung gekommen ist, fällt solche Handarbeit schwer.“

„Nur nicht viel Zeit verloren, jede Minute wird kostbar.“ Sie deutete nach abwärts, wo das Wasser mit rasender Schnelligkeit bis an die Tischkante fast gestiegen war. Da galt es, nicht Minuten, sondern Sekunden einholen; je mehr das Fahrzeug Wasser zog, um so schneller mußte es sinken, es stand mithin zu erwarten, daß es jeden Augenblick mit einem pöglischen Ruck in die Tiefe gehen würde.

Die beiden kämpften wacker um ihr Leben; sie stand ihm in nichts nach; mit gleicher Kraft und Energie setzte sie ihren Hebel ein und machte die Splitter fliegen, kein Anzeichen verriet, daß ihr der Mut sank oder daß sie ermüdete.

Jetzt konnten beide einen fühlbaren Stoß verspüren, dem ein heftiges Aufbäumen folgte, und in diesem Momente wich ihrer verzweifelten Anstrengung eine ganze Planke. Es war höchste Zeit. Er zwängte sich rasch hindurch und bot ihr dann hilfreich die Hand. „Wenigstens sind wir davor bewahrt, gleich Mäusen in dem Bottich zu ertrinken“, sagte er erleichtert, „wir können uns nun weiter wehren, solange die Kräfte reichen.“ Der Rebel lagerte noch immer dicht über der Fläche, nur ein paar Ellen weit Ausblick gestattend, und sie konnten sehen, daß das Schiff fast mit dem Rande das Wasser berührte. „Solange wir noch Bretter unter den Füßen haben, wollen wir hier ausharren; ich muß trachten, für uns beide Kräfte zu sammeln.“

„Für uns beide? — Ich kann schwimmen.“ Sie verließ ihren Gefährten, um sich hinter dem Treppenverchlage hastig jener Kleidungsstücke zu entledigen, die ihr hinderlich sein konnten. Er hatte ihre Absicht erraten und bereitete sich nun seinerseits zum Kampfe mit den Wellen vor. Nachdem sie sich etwas fröstelnd in ihren Regenmantel gehüllt, trat sie wieder an seine Seite: „Wir müssen von gesunden Eltern sein, wenn wir das kalte Bad um diese Jahreszeit ohne schlimme Folgen ertragen.“

„Auch müssen wir gute Spürnasen haben, um diesem Bade überhaupt ein Ende zu machen; ich habe keine Ahnung, in welcher Richtung sich das Land befindet.“

„Horch!“ unterbrach sie ihn. „Haben Sie etwas gehört?“

„Es schien mir soeben, wie wenn ich einen Glockenschlag vernommen hätte.“

„In welcher Gegend?“

Sie deutete nach der Richtung. „Gut, so wollen wir unsern Kurs dorthin einschlagen. Sind Sie fertig? In wenigen Sekunden wird uns das Wasser die Füße berühren.“

„Ich bin bereit.“ Er ließ flüchtig seinen Blick über ihre Gestalt schweifen, die der Regenmantel mit Ausnahme der kleinen nackten Füße und Knöchel neidisch verhüllte, dann leuchteten seine Augen plötzlich eigentümlich auf: „Wissen Sie, daß ich Sie bewundere?“

Ein schwaches Lächeln glitt über ihre Züge, und leichtes Rot durchströmte die Wangen, als sie in gezwungen scherzhaftem Tone erwiderte: „Ein recht passender Moment, mir eine Artigkeit zu sagen; man sollte meinen, Sie seien eben im Begriffe, mich zu einer Quadrille zu führen.“

„Nun, man könnte es auch eine Art Tanz nennen, den wir in Gemeinschaft auszuführen im Begriffe stehen. Das einzige Paar auf der weiten, weiten Fläche! . . . Eine eigentümliche Situation in der That,“ murmelte er halb laut vor sich hin, „wenn Aussicht auf guten Ausgang vorhanden wäre, möchte ich sie eigentlich romantisch nennen — so aber hrrr! — ei, die Aussicht an Ihrer Seite zu kämpfen, gefällt mir trotz alledem, und wenn wir das unerlaubte Glück haben sollten, das Land zu erreichen, so werde ich diesen Tag den schönsten meines Lebens nennen. Bitte, thun Sie mir den Gefallen und lösen Sie ihr Haar, bevor wir den Sprung ins Wasser machen.“

Sie blickte fragend zu ihm auf, wie wenn sie nicht sicher sei, ob der gefährliche Moment ihm nicht den Verstand genommen hatte.

„Ernstlich: ich bitte Sie darum,“ drang er in sie. „Sie müssen prachtvolles Haar haben — und es wird mir den Eindruck machen, als hätte ich die Seerixe zur Seite, die mich in ihren Aufschlupf geleitet.“

„Sie sind ein origineller Mensch,“ versetzte sie lächelnd, während sie seinem Wunsche willfahrte und mit hastigen Fingern die fesselnden Nadeln herauszog, sodaß die goldroten Flechten herabfielen; dann löste sie rasch die Zöpfe, und jetzt umgab ihre Schultern der glänzende Strahlenmantel. „Sind sie nun zufrieden?“

„Fast vollkommen. Wollen Sie mir noch vielleicht die Hand reichen? In unserer Lage kann man ja nicht wissen, was in den nächsten zehn Minuten aus uns geworden sein wird. — So, danke!“ er hatte seine Lippen auf das zarte Händchen gedrückt. „Es kostet mich einige Ueberwindung, die angenehme Situation so schnell wieder fahren zu lassen.“

Ihr glänzender Blick traf ihn für eine Sekunde — dann warf sie ihren Mantel von sich und stürzte sich in die See. Rasch war er hinter ihr drein und gelangte mit ein paar kräftigen Schlägen an ihre Seite.

Schweigend kämpften sie sich durch, ihre Kräfte so gut sparend, als es möglich war; wer wußte, wie lange sie zu schwimmen hatten, bis sich ihnen ein rettender Halt darbott, wenn es ihnen überhaupt bestimmt war, einen solchen zu finden.

„Was ist das?“ rief er erregt, „es muß sich etwas vor die Thür gelegt haben.“ Mit aller Gewalt stemmte er sich daran, doch der Widerstand war nicht zu brechen, und als er nun ratlos den Blick senkte, bemerkte er, wie ein Wächlein unter der Spalte hereinzüngelte und sich ausbreitete. „Die unteren Räume ziehen Wasser!“ er deutete mit dem Finger nach der Stelle. „Jetzt giebt es keinen Zweifel mehr, wir sinken.“ Mechanisch erhob er den Blick zur Decke, wie um dort einen Ausweg zu finden, und es schien in der That, daß ihm ein rettender Gedanke gekommen war: das kreisrunde Loch dort oben, in welchem die Lampe untergebracht war, mündete aufs Verdeck, woselbst es durch ein leichtes Gitter abgeschlossen war. Hier hieß es nun versuchen, die Oeffnung zu erweitern und zu forcieren. Suchend eilte sein Blick durch den Raum, um ein Werkzeug zu entdecken, mit dem er seine Arbeit beginnen konnte, und er ergriff endlich einen eisernen Klappstuhl. Unter dessen hatte sich das einströmende Wasser immer mehr ausgebreitet, sodaß der Fußboden fast ganz davon überdeckt war. „Steigen Sie auf den Tisch,“ mahnte er die Gefährtin, „Sie werden nasse Füße bekommen.“

„Das steht mir heute wohl noch für alle Fälle bevor,“ erwiderte sie ruhig, „kümmern Sie sich vorderhand nicht um mich und um solche Kleinigkeiten; gehen wir an die Arbeit.“

Er hatte, während sie sprach, die Lampe zertrümmert, die klirrend zu Boden gefallen war, und jetzt suchte er vor allem das Gitter zu lösen; dann erst konnte er vielleicht einen Ansatzpunkt finden, um die Dielen der Decke loszuprennen. „Das ist schändlich!“ grollte er, für einen Augenblick erschöpft innehaltend. „Der Kapitän mußte doch wissen, wieviele Schutzbefohlene er an Bord hatte.“

„Der Kapitän hat, wie ich bemerkte, beim Frühstück fleißig der Flasche zugesprochen; da dürfte sich im entscheidenden Momente sein Gedächtnis etwas getrübt haben.“ Sie hatte eine Metallstange, die zum Aufhängen der Servietten diente, mit Hilfe des Brotmessers losgeschraubt und kam nun mit dem Werkzeuge ihrem Genossen zu Hilfe. „So, setzen Sie



J. Wodzinski
München.

Ein spannender Roman.

Gemälde von J. Wodzinski-München.

Die Zeit dehnte sich zu ermüdender Länge. Er war ein tüchtiger Schwimmer und hatte so manche kühne Wette siegreich bestanden, allein heute schien es ihm, als sei er schon seit Stunden im Wasser, ohne Aussicht, an die Grenze desselben zu gelangen. Allmählich hatte sich ein leichter Wind erhoben, der stöbernd durch die Nebelwolken fuhr, sie teilweise zerreißen, um für kurze Zeit einen Durchblick zu gestatten. Wasser, weit und breit nur Wasser! Doch nein, jetzt strengte er seine Augen an und blickte starr nach einer Richtung: es hatte ihm erschienen, wie wenn gar nicht fern dunkle Massen sich vor ihm aufklärten — Felsen oder Wald.

Ja, er hatte sich nicht getäuscht; wieder war ein Windstoß durch die Dampfwand gefahren, und der rettende Punkt war für kurze Zeit deutlich sichtbar geworden. Das gab ihm neue Kraft und erfüllte ihn so mit Hoffnung, daß er mechanisch stärker ausgriff und seiner Genossin um ein paar Längen vorauskam. „Land!“ rief er, sie anfeuernd, „Land!“ — Da fuhr er betroffen zusammen: er hatte deutlich seinen Namen Kurt rufen gehört, und gleich darauf tönte ein schwacher Schrei an seine Ohren. Auf der Stelle hielt er in seiner beschleunigten Bewegung inne und wandte sich nach jener um, die er in seinem Eifer zurückgelassen. Er sah, wie sie mit der Kraft der Verzweiflung kämpfte, und nochmals kam von ihren Lippen der halbbewußtlose Ruf: „Kurt!“ ehe sie unter der Fläche verschwand.

Mit einem wilden Aufschrei hastete er der Stelle zu, wo noch vor einer Sekunde ihr lockes Haar sichtbar gewesen, und halb besinnungslos vor Schmerz tauchte er unter, entschlossen, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Das Wasser wirbelte an der Stelle, wo das Paar untergegangen war, in zahlreichen, sich vergrößernden Kreisen, um bald darauf in kurzer Entfernung leicht aufzuwogen. Mit einem glücklichen Griff hatte er die Leblose erhascht, um ihr krampfhaft den einen Arm um die Mitte zu schlingen, während er mit dem letzten Rest von Kraft um sein Leben kämpfte. . . . Vergebens! Er fühlte es: nur ein paar Minuten noch und seine Muskeln mußten erschaffen — und doch wollte er wenigstens diese kurze Lebensfrist erringen. . . .

„Genug! es soll nicht sein!“ Dieser hoffnungslose Gedanke durchzuckte endlich sein Gehirn, und damit sank auch die letzte Spur von Lebensenergie.

So sollten sie doch noch vereint werden, und an dem Tage dieser Vereinigung miteinander ins Grab sinken! . . . „Frene!“ kam es von seinen kuckenden Lippen, und er drückte mit beiden Armen den leblosen Körper heftig an sich, erwartend, jetzt für immer zu versinken — da fühlten seine Füße plötzlich Widerstand, und obwohl sich alles vor seinen Augen drehte, begriff er doch noch, daß er auf Ufergrund geraten war. Auch mehrere Stimmen vermochte er noch zu unterscheiden, die vom Lande herüberriefen: „Mut! Mut! Hilfe ist da!“ Dann aber versagten die Muskeln den Dienst, und er brach zusammen.

Er erwachte mit einem heftigen Ruck aus beängstigenden Träumen und rieb sich erstaunt die Augen. Hatte ihn wirklich die Nixe in ihren Palast geführt? — Rings an den Wänden des sonnenerleuchteten Gemaches blinkten ihm Muscheln entgegen, und allerlei Wasserpflanzen hingen von der Decke herab. Ein alter eisbärtiger Mann stand an seinem Lager. „Nun, wie fühlen Sie sich?“ vernahm er die Frage.

„Ist das ihr Palast?“ erwiderte der Befragte traumbehaftet.

„Mein Palast?“
„Oder die Wohnung der Seefönigin?“
„Sie schlafen noch zur Hälfte,“ versetzte der Alte lächelnd. „Wir sind hier nicht unter Wasser — zum Glück für meinen Rheumatismus — sondern Sie befinden sich in der bescheidenen Hütte eines Mannes, der seines Zeichens Naturforscher ist und seit vielen Jahren am Ufer des Sees seiner Beschäftigung obliegt.“

Der andere raffte sich auf: „Ach ja, ich sehe — das ist eine Muschelsammlung, . . . doch, wo ist sie . . . meine —“
„Sie ist geborgen und ganz munter. Da, stärken Sie sich ein wenig.“ Er hielt ihm ein Glas dampfenden Grog hin, „das wird schnell die Lebensgeister erwecken. So!“ nachdem der Neonalescent einen tüchtigen Schluck gethan, „jetzt graben Sie sich wieder in das Kissen ein und denken Sie eine Zeitlang an absolut gar nichts. Dann werde ich Ihnen Ihre — Gemahlin schicken.“

Kurt folgte dem Rufe und verfiel bald in einen wohlthätigen Schlaf. Als er wieder die Augen aufschlug, entfuhr ein Ueberraschungsruf seinen Lippen: War sie es, die in der Kleidung einer Bäuerin an seinem Bette saß, oder hatte er erst recht eine Doppelgängerin vor sich? Die Franzen des schwarzen Tuches, das sie um den Kopf geschlungen hatte, glichen kleinen dunklen Vöckchen, die ihr über die Stirn hingen, und dadurch wurde die Ähnlichkeit mit seiner einstigen Braut vollkommen. „Frene — du? . . . Sie sind es wirklich, Frene?“

„Ja, Kurt, ich bin es.“ Sie strich ihm sanft über die Stirn und überließ ihm dann die Hand, die er erhascht hatte.

„Die lasse ich nicht mehr,“ sagte er leise — dann zog er ihr das Tuch etwas von der Stirn zurück, bis die roten Flecken wieder sichtbar wurden.

Sie lächelte: „Da du damals mit deinem Haare eine Fälschung begangen, war es nicht mir um so mehr gestattet?“

„Freilich,“ erwiderte er nachdenklich, „aber dein Geist hätte vor Fälschung rein bleiben sollen — dann hätten wir nicht zwölf Jahre des Glücks verloren.“

„Die nicht wieder einzubringen wären?“ fragte sie etwas befangen.

Ohne weitere Antwort zog er sie zu sich herab und preßte ihr einen innigen Kuß auf die Lippen.

„Schön, das Bewußtsein ist wieder da!“ ließ sich die Stimme des alten Mannes hören, der leise ins Zimmer getreten war.

Frene fuhr verwirrt zurück, während sich der Alte händerreibend näherte: „Na, ist die Geschichte von der Nixe oder Seefönigin aufgeklärt?“

„Vollkommen,“ versicherte Kurt lachend — „wenige Tage noch, und wir halten in unsern Palast Einzug.“

Wie eine Touristin entsteht.

Zwei Lebensbilder von G. v. Beaulieu.

Nachdruck verboten.

Tante Emmi, gewöhnlich Mi genannt, war eine Erbtante. Sie hatte ihren Mann verloren und ein bedeutendes Vermögen gewonnen, welches sie unabhängig, ja reich machte. Sie war eine weiche, nachgiebige Seele, und hing sie früher von ihrem Manne ab, so geschah es jetzt von ihren Nichten und Neffen, welche ihr Thun und Lassen streng beobachteten und richteten. Dieselben achteten genau darauf, daß Tante in ihrem Alter hübsch zu Hause bleibe, daß sie keine Gesellschaften gebe und vor allem nicht die Thorheit begehe, sich wieder zu verheiraten. Und wirklich ließ sich Mi durch das Stirnrunzeln des jungen Geschlechtes einschüchtern, an die Scholle bannen und zum Strümpfstricken für Lischen und Lottchen, für Hänchen und Frischgen zähmen. Aber eines Tages kamen die „Kombinierbaren“, die Stangen und Riesel, und machten Tanten eine Extravaganz so leicht, so verführerisch. Rundreise! Rückfahrkarte! Lag darin nicht schon die Gewähr, daß sie es nicht übertreiben könne und bald wiederkehren werde? Sie dachte: einmal ist einmal, und unternahm eine Pfingstfahrt nach der sächsischen Schweiz. Dort traf sie Leute, die schon weiter gereist waren als sie. Die fragten: ob sie die wirkliche, die große, die Schweizer Schweiz schon gesehen? — „Ein! Tante Mi wurde rot und stotterte, als sie das sagte.

Noch nicht in der Schweiz? Gab es noch Menschen, welche die wirkliche Schweiz nicht kannten? Unglaublich! Eine Dame, die den Tell gelesen und noch nicht auf dem Rütli gestanden? — Tante mußte sich schuldig bekennen.

D, dann sei es ihre heiligste Pflicht, gleich hinzureisen. Im August und September wäre überdies die klarste Ausichtszeit.

Mi kehrte mit ihrem harmlosen Rückfahrchein heim und hatte einen aufrührerischen Entschluß gefaßt. Er rief einen Sturm der Entrüstung hervor: „Du, du willst eine so weite Reise unternehmen? In deinem Alter! Dir wird sicher etwas zu stoßen. Im vergangenen Jahre herrschte die Influenza in Luzern, vor einigen Jahren war ein Erdbeben in Nizza, vor noch längerer Zeit wurden in der Schweiz ganze Ortschaften verschüttet, durch Bergsturz; Lawinen kommen überhaupt jeden Augenblick von der Jungfrau herabgerollt, wie sich Berlen vom Halsband einer Schönen lösen. Wir werden wahrscheinlich im Sommer Krieg bekommen mit Rußland, mit Frankreich, einen Weltkrieg, dazu Revolution und die Cholera.“

Doch Tante blieb fest. Sie trieben es eben zu arg. Einmal müsse sie doch sterben, ob hier oder dort, sei ihr gleich.

„Nun, dann versichere wenigstens dein Leben.“

Mit dieser Versicherung kaufte sich Mi von dem jungen Geschlechte los.

In den letzten Tagen vor der Abfahrt, bei dem Abschiednehmen, wurde es ihr bange ums Herz. Es war doch ein schwerwiegendes Unternehmen, etwas anderes als eine Kremserpartie nach dem Grünwald oder eine Wasserfahrt nach Trepptom. Dies war Reisespielen, jenes graufige oder wonnige Wirklichkeit. Schmutzige Gasthofbetten, laute Zimmernachbarn, impertinente Kellner, Entgleisungen, Unfälle aller Art standen ihr jetzt beständig vor Augen, und es erschien ihr wie Tollheit, ihre behagliche Witwen-Etage in der Berliner Tiergartenstraße zu verlassen, um wer weiß was dafür einzutauschen. Doch sie hatte's gesagt und nahm's nicht zurück. Sie reiste.

Wir können Tante Mi nicht kilometerweise begleiten, sondern halten uns nur an die großen Ereignisse. Und die waren, daß der Schweiz eine italienische Reise folgte, daß Mi den November in Neapel, Dezember und Januar auf Sizilien zubrachte und den Karneval in Rom mitmachte. Als sie nach Hause kam — mit den Ostereiern und den Weidenkästchen — hatte sie schon einen Frühling am Comer See erlebt und blickte auf die Butterblumen im Tiergarten mit der Miene einer Verböhnten, Weitgereiften hinab. Sie war Kamellien an Sträuchern und Bäumen, so groß wie die Fliederbüsche des Friedrichshain, gewöhnt; sie hatte die Narzissen im Albaner Gebirge zu Tausenden geplückt, wilde, nicht zahm gezogene; sie hatte in den römischen Villen die Alpenweiden dicht wie einen Teppich, den Boden rosig färbend, gesehen.

Tante war nicht nur frisch geworden, als sei sie aus einem Jungbrunnen hervorgegangen, sie hatte auch ein energisches, praktisches und zugleich heiteres, rasches Wesen angenommen. Die gefurchten oder ungefurchten Sitzen des erberechtigten Nachwuchses waren nicht mehr ein Barometer für ihr Thun und Lassen, ihre Neigungen und Ansichten. Früher, wenn sie sich ein kleines Vergnügen gestattet, Theater oder Konzert, hatte sie das ängstlich verheimlicht oder mit kläglich Miene sich entschuldigt: „Kinder, ich war so nervös, so hin; ich brauchte wirklich mal eine kleine Abwechslung, ich ging ja nur zweiten Rang, ich schaffe mir dafür auch keinen neuen Hut an.“

Jetzt erzählte sie harmlos und stolz, als ob sich das von selbst verstehe, was sie Schönes gesehen, wie herrlich die Welt sei, daß man ja verfare, wenn man immer zu Hause bleibe, und daß es nichts Herrlicheres und Erhebenderes gebe, als die Kunst. Sie sprach überhaupt mit erstaunlicher Sicherheit. Sie sagte: der Franzose thut das, der Engländer das, die italienischen Männer sind ideal. Bei letzterem Aussprüche überflog stets ein leises Not ihr reisefrisches, reisegeräutes Gesicht. Sie sprach auch von Kunst trotz eines Grimm und Burchardt; sie hatte nicht allein die Größen, sondern auch minder Berühmtes, wie ein echter Kenner und Feinschmecker, studiert. Botticelli, Giotto, Perugino, Signorelli spielte sie den aufstrebenden Zuhausegebliebenen wie ebensoviele Trümpfe entgegen. Ihre Wohnung wurde ein Museum, halb ethnographisch, halb Kunst und Kunstgewerbe enthaltend, und es war so vielseitig und leicht verleslich, daß das alte Hausmädchen beim Reinigen und Staubwischen der Kostbarkeiten fast aus der Haut fahren wollte.

Indes noch andere Leute wollten aus der Haut fahren: die Nichten und Neffen staunten über die neugebackene Revolutionärin Mi, die sich ihrer Bevormundung entzogen hatte, und nannten sie von nun an nicht mehr die Erb-, sondern die Kunsttante oder die Tante mit der Kunst, oder die Tante mit der alten dämlichen Kunst. Noch Schlimmeres will ich verschweigen.

Einige des jungen Geschlechtes aber, denen die Kunsttante etwas besonders Hübsches mitgebracht, fingen an, sie zu verteidigen, denn sie hofften im stillen, Tante werde sie auf der

nächsten Reise, von der sie unbefangen sprach, mitnehmen. Wer aber würde es sein? Hatten sie sich früher beeifert, Tanten einzuschüchtern und zu knechten, so begannen sie jetzt, ihr den Hof zu machen. Jeder wollte der Erwählte sein. Dadurch entstanden Zwietracht, Eifersucht, Streit im Lager des jungen Geschlechtes, und die Schwächten es.

Als im Herbst Tante wieder nach Rom fuhr und — niemanden mitnahm, flüsterte man sich etwas Schreckliches zu, und dies Schreckliche vereinte im Nu die hadernenden Parteien. Man sagte: Tante Mi suche nicht etwa die alte Kunst und die historischen Trümmer in Italien, nein, sie suche einen jungen Gemahl, ein völlig unantiquarisches, unhistorisches Glück. Puh! das war eine Entdeckung.

Monat auf Monat verrann, keine Verlobungsanzeige kam. Die Kunsttante war eben klüger, als der junge Nachwuchs.

Wohl hatte ihr alterndes Herz einmal schneller und höher gepocht, wohl war es ihr wie lautere Poesie erschienen, sich ein: Tamo in der Sprache der Liebe zu flüstern zu lassen, allein ihr Kopf hatte über Herz und Sinne gesiegt, und sie hatte sich fest entschlossen, sich nur der Kunst zu ergeben. So reist sie denn noch heute Jahr für Jahr nach ihrem geliebten Italien, und die Neffen und Nichten haben es gelernt, sie nur zu Dintern als Tante aus der Fremde wiederkehren zu sehen, die für jeden eine Gabe hat.

So entsteht aus der wohlhabenden kinderlosen Witwe die Touristin. Wie aber aus dem Mädchen, dem alternden oder alten Mädchen? — Etwas Geld muß auch sie haben, denn die Eisenbahnen sind noch nicht einmal so freundlich, Zonentarife einzuführen, viel weniger Forschungsreisende umsonst aufzunehmen. Aber meist hat das alternde Mädchen wenig Mittel, so wenig, daß eine Berliner Tiergartenfrau sich nicht vorzustellen vermag, daß man damit weiter als bis nach Heringsdorf gelangen könne.

Adelheid oder Ma — ich kenne sie selbst, das arme liebe Ding, und was ich erzähle, habe ich aus bester Quelle — also Ma hatte ihre Mutter früh verloren und ihren Vater, der sehr kränzlich war, lange Jahre hindurch treu aufopfernd gepflegt. Ihre schöne jüngere Schwester verheiratete sich, und als sie ein Nest für deren junges Glück baute, kam ihr zuerst der Gedanke, daß es in der Welt noch etwas anderes gäbe, als die Pflicht; doch das verging schnell, wie es gekommen. Sie so häßlich, so uninteressant, hatte in Gesellschaften, die sie ja nur, um ihre schöne Schwester zu bemuttern, besucht, nie gefallen; sie hatte immer bei den Schwerehörigen oder den als langweilig Berüchtigten sitzen müssen; es kam ihr natürlich vor, daß andere genossen und sie — nur nützlich war. Die Schwester folgte nach der Hochzeit ihrem Gemahl in die Provinz, und nun lebte Ma mit ihrem Vater so einsam in der Millionenstadt Berlin, wie im entlegensten Winkel der Welt. Nur das Hauspersonal, als da sind: Milchjunge, Bäckerin, Wäscherin u. s. w. klingelte an der Hinterthür ihrer Wohnung, an der Vorderthür erschienen einzig und allein der Briefträger und der Steuermann.

Ma befand sich in der Mitte der dreißig, die Leute in den Vätern fingen gerade an, sie gnädige Frau zu nennen und ihren Vater (mit dem man sie zuweilen langsamen Schrittes ausgehen sah) ihren „Herrn Gemahl“, da starb der Vater. Ma hatte plötzlich nichts zu thun, keine Lebensaufgabe. Sie hatte keinen Beruf ergriffen, weil ihre Kraft und Zeit bisher dem Vater gehörten und vollauf in Anspruch genommen waren; sie hatte kein Talent, sie konnte nur einen Haushalt führen. Hausdame werden? Ihr schauderte. Sie war so schüchtern, daß sie nichts gut that oder thun konnte, wenn jemand sie dabei beobachtete. Zu ihrer Schwester gehen? Nein. Sie war zu feinfühlig, um ein Störenfried zu werden.

Ma besaß ein kleines Vermögen, lächerlich klein würden reiche Leute meinen; aber es genügte, um bei bescheidensten Ansprüchen davon zu leben. Sie gab ihre Wohnung auf, stellte ihre paar alten Möbel auf den Speicher, kaufte einen leinwandbezogenen Handkoffer, that sechs Hemden hinein, ihr altmodisches, vielfach gewandtes schwarzseidenes Einsegnungskleid dazu, ihr neues Trauerkleid hatte sie an, und nun zog sie in die weite Welt.

Überall lebte sie geräuschlos, still, anspruchslos, sozusagen unterirdisch. Kam sie in eine Stadt, so besuchte sie Tag für Tag deren Museum, das heißt nur an den Tagen, an denen der Eintritt nichts kostete. Sie aß in schäbigen, kleinen Restaurants, wo die Kellner sie schlecht behandelten, oder sie briet sich etwas auf einem Spirituslämpchen zurecht, das sie auf allen ihren Fahrten in einer Lederhandtasche bei sich trug. Der häusliche Herd in einer Ruchschale. Und weil der gute Spiritus für sie zu teuer war, brauchte sie denaturierten, und der gab ihren Kleidern und ihrem sämtlichen Hab und Gut einen eigentümlichen Duft, welcher ihr den Namen Spiritus-Touristin verschaffte.

War sie im Süden, wo öffentliche Gratiskonzerte auf den Plätzen stattfanden, so besuchte sie diese regelmäßig und pünktlich wie eine Uhr, sonst unternahm sie weite Spaziergänge in die Umgegend. Immer allein, immer geräuschlos. Einige Handlungsreisende hatten versucht, mit ihr anzubinden; aber sie hatte sie so erstaunt angesehen oder ihnen so verständigt geantwortet, wie eine alte Mama, daß sie sich schon zurückzogen.

Ma ging in Paris nachts von der Oper (sie hatte natürlich im Amphitheater gesessen) allein nach Hause, nach dem lateinischen Viertel, wo sie in einer billigen Bourgeois-Pension bei reisenden alten französischen Weibern wohnte — sie ging nachts und tags allein aus, ihr geistlich nichts. In Palermo bestieg sie den Monte Pellegrino; die Briganten oder die, welche es bei reichen Leuten geworden wären, betrachteten prüfend ihr einfaches schwarzes Trauerkleid und ihr stilles, freundliches, sanftes Gesicht und grüßten sie höflich, sie unbehelligt ziehen lassend.

Ma fuhr nie mit dem Schnellzuge, immer mit Dummelzügen, immer dritter Klasse; auch in Frankreich und Italien, obwohl ihr dort der Schmutz in den Coupés, besonders das in weitem Hogen kunstgerechte Auspucken der Arbeiter, widerwärtig war. Aber dafür entschädigte sie die Gutmütigkeit der Leute, die so gefällig und nett waren, nicht wie die Vornehmen und Reichen in der ersten Klasse, welche Ma's Kleid verächtlich von oben bis unten musterten.

So wurde Ma ein moderner ewiger Jude, ein Nomade. Was sollte sie zu Hause? Ihre Schwester hatte sich nie viel aus ihr gemacht, ihrem Schwager wäre sie zur Last gefallen. Sie hatte nur einen Grund, nach Berlin zurückzukehren, ein Grab auf dem Matthäikirchhofe, und nach diesem Grabe sehnte sie sich auch.

Zuweilen schrieb sie mir, nicht oft, denn das hätte zu viel Porto gekostet.

Mit der Zeit bildete sich in dem Zickzack ihrer Reisen doch eine Art Gesetz aus. Sie ging nämlich in jedem Frühjahr an den Genfer See; weil es dort so billig sei, sagte sie.

Manches, was ich oben erzählt habe, las ich aus ihren Briefen heraus, aber über den Genfer See verhielt sie sich immer stumm. Ging sie wirklich nur aus Sparjamkeit dorthin? Lebte man anderwärts nicht auch wohlfeil?

Eines Tages erhielt ich einen dicken Brief mit Doppelbriefmarken, dahinter mußte etwas Besonderes stecken. Ich las: Clarens d. 16. 6. 90. Pension du Lac.

Liebe Freundin!

Mitleiden findet man wohl häufig, Mitfreude aber nur selten. Bei dem Tode meines Vaters, zu der Zeit, als ich Sie kennen lernte, haben Sie mir Mitgefühl und Hilfe erwiesen; nun traue ich Ihnen auch die noch seltene Eigenschaft aufrichtiger Mitfreude zu und komme mit meinem Glück zuerst zu Ihnen.

Sie wissen, daß ich im Frühjahr immer an den Genfer See ging, weil es hier so billig — nein, das ist die erste Lüge in meinem Leben gewesen, ich werde sie aber nicht wiederholen — weil ich hier ein Wesen traf, das mir sehr sympathisch war, ein Wesen, welches ... Doch ich will anders anfangen.

In der Pension du Lac in Clarens — ich unterrichtete hier einige Ausländerinnen und konnte daher in einer besseren Pension wohnen — saß bei Tische neben mir ein Engländer. Er ist nicht mehr jung, aber kräftig und gesund, er hält sich immer im Auslande auf, weil er dort von den Zinsen seines kleinen Vermögens behaglicher leben kann, als im teuren England. Im Frühjahr, wenn ich kam, kam er auch stets hierher. Er hatte keine Freunde, er war still, wortkarg, er sprach nur mit seinem Hunde, den er sehr liebt. Der Hund hatte eine merkwürdige Zuneigung zu mir gefaßt. Eines Tages, als Mr. White seinen gewohnten Morgen Spaziergang machen wollte, sprang Bell an mir in die Höhe und legte mir die Hand, und dann lief er zu seinem Herrn und legte dem die Hand. Schließlich sprang er wie toll zwischen uns beiden hin und her. Als ich ganz verwirrt gehen wollte, winkte Bell kläglich.

„Wollen Sie mir bereit den Vergnügen Ihrer Gesellschaft auf ein Spaziergang, Miß? Sie sehen, Bell nicht kann sein ohne ihn.“

Ich erwiderte, aber ich war achtunddreißig Jahre alt, es wäre prude und lächerlich gewesen, sich zu weigern. So gingen wir denn, wir schritten scharf aus und sprachen kein Wort, nur der Hund bellte und sprang vor Freude. Er hatte sein Stück durchgesetzt, wie Sie sagen würden.

Wir gingen nun Tag für Tag zusammen aus, stumm, nur der Hund sprach. Nach einer Woche sagte Mr. White: „Miß, haben Sie gesehen Alpenenglühn?“

„Nein, Sir.“

„D — schade!“ Eine Woche später fingen wir an, uns ein wenig über das Wetter zu unterhalten. Noch eine Woche später über die Gegend. Darauf über die Schweiz im allgemeinen. Allmählich gingen wir auf Persönliches über: seine Heimat, meine Heimat, seine Familie, meine Familie. Dann waren wir Freunde. Wie es gekommen, weiß ich selbst nicht, so leise, unmerklich. Er sorgte nun für mich, er fragte nach meinem Leben; ich nähte ihm die Handschuhspitzen zu und stichte für Bell ein Halsband und eine Decke für dessen Schlafkorbchen.

Dann — es war im vergangenen Jahre — mußte ich abreisen. Warum mußte ich es eigentlich? Ach ja, weil ich es mir vorgenommen hatte und weil ich jedes Jahr am ersten Mai abgereist war.

Wir schrieben uns nicht, aber als ich in diesem Frühling wiederkam, war er schon da. Wir reichten uns die Hand, sagten: Wie geht's? und machten alles wie im vergangenen Jahre. Mein erster Gedanke war natürlich Bells Halsband und Korbbende. Beides war schmutzig und zerrissen, der Hund sehr verwahrlost; Mr. White und er waren in Neapel gewesen, die Armen. Ich kämmte Bell nun jeden Morgen, denn es that — wie Sie sagen würden — nötig, wegen der neapolitanischen Mitbringel, die das Tier peinigten. Wie es sich dann wohl fühlte, wie zärtlich dankbar es war!

So lebten wir friedlich behaglich hin, als eine häßliche Störung eintrat: Berliner kamen. Ich kannte sie nicht, doch so wie sie hörten, daß ich aus Berlin sei, nahmen sie mich vollständig in Beschlag; sie verstanden weder Französisch noch Englisch, ich sollte ihnen alles übersetzen, erklären, zeigen, kaufen, für sie mit den Leuten reden und unterhandeln. Ja, sie nahmen auch Mr. White den Platz neben mir fort. Als er es am ersten Mittag sah, wurde sein rotes gutes Gesicht ganz blaß, dann streckte er die Unterlippe vor — eine Bewegung, die bei ihm Gewitter und einen Entschluß bedeutet — und blieb wieder stumm wie erst.

Es ist ein Fehler von mir, mich der Underschwärztheit nicht erwehren, nicht nein sagen zu können, und so hatte ich jetzt kaum noch eine Minute Zeit für mich und — ihn. Nur den Hund kammte ich nach wie vor, aber Mr. White und Bell mußten die Spaziergänge allein machen, weil ich jetzt immer für die Berliner unterwegs war.

Eines Morgens, es war ein herrlicher Morgen, trat wider Erwarten Mr. White nach dem Frühstück auf mich zu und sagte wie am allerersten Tage: „Wollen Sie mir bereit den Vergnügen Ihrer Gesellschaft auf ein Spaziergang, Miß? Sie sehen, Bell nicht kann sein ohne ihn.“

Die Berliner wollten schnatternd Einsprache erheben, allein er schob die Unterlippe vor, seine blauen Augen bligten, er ergriff mein Handgelenk, legte meinen Arm in den seinen, nahm meinen Gartenhut vom Rechen des Vorzimmers, küßte ihn mir auf den Kopf, und wir gingen. Wie soll ich Ihnen das weitere beschreiben, liebe Freundin?

Er sagte mir, er habe sich an mich gewöhnt, es sei ihm selbst bis jetzt nicht klar gewesen, während der Zeit der Trennung habe er es aber schon gefühlt, und nun, als die Lästigen mich so in Anspruch genommen, sei es ihm wie eine Offenbarung aufgegangen: Bell und er bedürften meiner, ich müsse seine Frau werden.

„Wie — Bell's? —“ lachte ich.

„Meine Frau,“ verfezte er ernst.

Und die bin ich geworden. Mr. White sagt, er pflege mich so gut, daß ich stark wie ein Löwe und jung wie ein Backfisch und schön wie eine Venus geworden sei. Das ist

natürlich nur Schmach. Aber eins ist sicher: es hat noch nie einen so lieben guten Mann gegeben, und jetzt weiß ich erst, was Leben ist. Sie, meine Freundin, grüßt Mr. White herzlich, Sie möchten bald nach Clarens kommen und sich ansehen Ihre glückliche Mrs. Ma White.

So entstand aus dem alternden Mädchen die Touristin. Aber für sie war die Stanley-Zeit nur eine Episode, ein Verpuppungszustand: aus der Larve schälte sich heraus die liebende Frau.

Als du von mir gingst.

Als du von mir gingst, Liebster, war es Nacht, Da hab' ich meine Augen zugemacht; Mit deinen Worten, die so süß mich trafen, Bin ich so eingeschlafen.

Und lang' in meinen Träumen wogt' und klang Es nach wie fern verhallender Gesang, Und deiner Stimme lauschte ich, der lieben, Als wärst du dageblieben.

Den Sturm nicht hört' ich, der mit starker Faust Ans Fenster kam und durch die Nacht gebraust, Nichts wußt' ich von den wilden Regenschlägen, Dich, dich nur hört' ich sprechen.

Und morgens sahen alle so mich an, Ob das Gewitter mir kein Leid gethan, Sie konnten's doch von Aug' und Wang' mir lesen, Daß ich bei dir gewesen!

Fr. Kav. Seidl.

Vogel schuß.

Nach dem Englischen von Dr. Cläre Schubert-Feder.

Nachdruck verboten.

Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß England par excellence das Land der moralischen Gegensätze ist; aber dennoch wird diese Thatsache uns täglich so lebendig vor Augen geführt, daß das Erstaunen darüber niemals aufhört. Wir lesen etwa in der einen Spalte einer englischen Zeitung die Beschreibung irgend welcher brutalen Vögelei und in der nächsten den Bericht über einen Verein gegen die Vivisektion, welcher in Herrn Pasteur nicht viel weniger als ein Kind des Teufels erblickt. Neben dem Sport des Taubenschießens blüht die Pflege des Tiereschutzes. Wir finden Artikel, welche einer wahrhaft brutalen körperlichen Ausbildung der Knaben das Wort reden, wie sie unter anderem in der bekannten Schule zu Rugby gehandhabt wird, neben dem Bericht über einen Verein von Kindern, welcher eigens gegründet worden ist, um die Vögel gegen ihre natürlichen Feinde — dieselben Kinder — zu schützen. Diese — sagen wir — „Piepmächengesellschaft“ (englisch Dicky Bird Society), welche eines der neuesten Beispiele für die englische Neigung zu gemeinsamem Vorgehen ist, zählt jetzt schon an 190,000 Mitglieder.

Die Gesellschaft fand in folgender Weise ihren Ursprung. Eines Oktobertages im Jahre 1876 erschien in den Spalten einer nord-englischen Zeitung „The Weekly Chronicle“ der Artikel eines warmherzigen Kinder- und Tierfreundes, welcher sich „Onkel Toby“ unterzeichnete. Der Artikel war an die Kinder gerichtet, war gedruckt in der später sogenannten „Kinderrede“ der Zeitung und machte den Vorschlag, daß die Kleinen selbst sich verpflichten sollten, die Vogelweiser nicht mehr auszurauben, und Vögel und Tiere überhaupt freundlich und liebevoll zu behandeln. Am Kopfe des Artikels befand sich ein Bild des sogenannten Onkel Toby in altnordischer Tracht, der in einem Lehnstuhl sitzt und seine lange Pfeife raucht, während Kinder um ihn herum klettern. Auf der Stuhllehne sitzt ein Vögelchen, der berühmte Vogelvater, der immer bereit ist, seinen gefiederten Kameraden in augenblicklicher Not zu helfen, und an den Onkel Tobys Neffen und Nichten aus allen Teilen der Welt zärtliche Bottschaft zu senden.

Seinen Namen hat Onkel Toby dem Sterneschen Roman „Tristram Shandy“ entlehnt, und daraus erzählt er seinen kleinen Freunden ein rührendes Geschichtchen, welches darthut, daß es möglich ist, selbst diejenige Geschöpfe gütig und liebevoll zu behandeln, die uns manchmal quälen und langweilen. Der vorbildliche Onkel Toby saß also an einem heißen Sommertage bei Tisch, als eine große, blaue Drummfliege ununterbrochen um ihn herum summt. Dies wurde ihm mit der Zeit so unbehaglich und lästig, daß er sie zu fangen suchte, was ihm nach unzähligen Versuchen endlich gelang. Zerquetschte er sie in seinem Berger? Nein, dazu war er zu menschlich. Er überlegte, daß die Fliege nichts an sich Unrechtes begangen habe und daß die Schuld nur an dem unrichtigen Orte liege, an dem sie sich bewege. Anstatt nun den Quälgeist zu töten, öffnete er das Fenster und ließ sie hinaus in den Sonnenschein, indem er sagte: „Glückliche Reise! Warum sollte ich dich töten? Die Welt ist groß genug für dich und mich.“ Diese Handlungsweise des Onkel Toby war so überlegt und lobenswert, daß sie den Schreiber in der Kinderrede veranlaßte, den Namen Onkel Tobys anzunehmen, der seitdem unter den Kindern berühmt geworden ist.

Nachdem er sich selbst also getauft hatte, fing er an, seinen Plan zu entwickeln und zu erklären. Er erzählte, daß er die Bekanntschaft eines alten weißen Vogels, des Vogelvaters, gemacht habe, der sich so sehr beklagte über die Leiden, welche die armen Vögel zu ertragen hätten: im Winter müßten sie beinahe verhungern, und im Frühjahr würden ihnen von den bösen Knaben ihre Behausungen zerstört und ihre Kinder gestohlen. Diese Klagen hätten ihn, den Onkel Toby, so sehr gerührt, daß er sich entschloß, die Hilfe der Kinder selbst anzurufen und ihnen das Versprechen abzunehmen, im Winter die Vögel zu füttern und im Frühling ihre Nester nicht zu berühren. Er forderte sie auf, ihm ihre Ansicht über seinen Plan zu schreiben, und damit er ihre Briefe auch bald erkenne, in die linke Ecke des Couverts einen Vogel zu zeichnen. Wenige Tage schon nach dieser Einladung erhielt Onkel Toby zwei allerliebste Kinderbriefchen, die mit vieler Mühe in den Frei-

stunden abgefaßt sein mochten und Vorboten waren einer künftigen Ueberschwemmung mit ähnlichen Zuschriften.

Die Kinder waren über den Gedanken, eine Gesellschaft zu gründen und sich dann und wann in einer wirklichen Zeitung großer Leute gedruckt zu sehen, ganz entzückt. Es wurde eine Mitgliederliste aufgesetzt, die bald einen ungeheuren Umfang erreichte und deshalb „das dicke Buch“ genannt wird. Dasselbe ist 2 Fuß 7 Zoll lang, beinahe 2 Fuß breit und 1 Fuß dick; zwei Männer sind nötig, um es zu heben. Es ist in Rot und Gold gebunden und wurde kürzlich zu allgemeinem Erstaunen in Newcastle ausgestellt.

Um Mitglied zu werden, muß man ein Gelübde ablegen: „Ich verspreche hiermit,“ erklärt das neu eintretende Mitglied, „gegen alle lebenden Wesen gütig zu sein und sie nach Kräften zu beschützen; im Winter die Vögel zu füttern und ihre Nester niemals auszunehmen. Ich verspreche auch, so viele Knaben und Mädchen, als möglich, für die Gesellschaft zu werben.“

Und der Befehrsgeißler der Kleinen streift manchmal ans Possierliche. So schreiben zwei Knaben dem Onkel Toby in ihrem Schulbubenlang, wie sie einen grausamen Mitschüler bestraft haben, der einem Sperling einen Bindfaden ans Bein gebunden hatte und ihn daran fortwährend seinem Hunde vor der Nase hin und her schlenkerte, sodaß das arme Tier zu Tode geängstigt war. Sie hatten den bösen Buben gehörig durchgeprügelt und ihm noch mehr Prügel versprochen, wenn er nicht Mitglied der Gesellschaft würde. Die Prügel übten, wie es scheint, eine wohlthätige Wirkung auf das Burschen aus, denn er unterzeichnete die Beitrittserklärung und ist ein eifriger Kämpfer für die gute Sache geworden. Freilich stoßen seine Werbungen zuweilen auf Hindernisse, wie ein Brief bestätigt, den Onkel Toby kürzlich erhielt. Besagter Junge hatte in seinem Dorfe zwei Knaben angetroffen, damit beschäftigt, Sperlinge zu martern, wie er selbst in seinen unbekehrten Tagen gethan hatte. Er beschloß sofort, sie für die Gesellschaft zu gewinnen, und fing es in seiner kindlichen Art damit an, daß er ohne weiteres ein Stück Papier und einen Bleistift herausholte und die Mißthäter aufforderte, die Statuten zu unterzeichnen. Als Antwort darauf wurde er über und über mit Lehm beworfen. Der wackere kleine Vorkämpfer humanistischer Ideen schreibt aber, daß er sich nicht abschrecken lasse und daß er immer wieder neue Versuche machen werde, bis er sie bekehrt habe. Wir wünschen ihm guten Erfolg.

Die Mitglieder unserer Piepmächengesellschaft fühlten sehr bald den Mangel eines Erkennungszeichens, und sie wurden darüber einig, kleine Rosetten von gelbem Bande als Abzeichen ihrer Verbrüderung zu tragen. Der Eifer der einzelnen Mitglieder für den löblichen Zweck findet seine Belohnung auch durch Erhöhung ihres Ranges. Schon im Frühjahr 1877 kündigte Onkel Toby an, daß er thätigen und fleißigen Mitgliedern den Rang und Titel eines Anführers (captain), wenn das Mitglied ein Knabe, einer Aufseherin (companion), wenn das Mitglied ein Mädchen sei, verleihen werde. Von den Kindern, welchen diese Auszeichnung zu teil geworden, erwartet man, daß sie in ihrem Bezirk die Interessen der Gesellschaft besonders wahrnehmen, anpassen, daß die kleinen Genossen ihren Verpflichtungen nachkommen, und daß sie neue Mitglieder anwerben. Diese Kinder werden oft wahre Missionäre der Herzengüte. Die Anerkennung ihrer Verdienste spornet sie natürlich an. Sie müssen übrigens, um Anführer werden zu können, von anderen Mitgliedern vorgeschlagen und von Onkel Toby nach gründlicher Prüfung ihrer Ansprüche bestätigt werden. Dann werden ihre Namen in der „Kinderrede“ der Zeitung veröffentlicht.

Als die Gesellschaft 100,000 Mitglieder zählte und ihr Name durch die Zweigvereine weit und breit, in Norwegen, Nordamerika, Südafrika, Australien, Neuseeland, in allen englischen Kolonien und fast in allen europäischen Ländern (selbst in Rußland) bekannt geworden war, wurde beschloffen, nach Art der Gesellschaften erwachsener Leute eine großartige Kundgebung zu veranstalten. Von allen Theilen Nordenglands kamen an 8000 fröhliche Kinder zusammen und marschierten — leider bei Regenwetter — durch die Straßen von Newcastle, wo sie in einem der dortigen Theater geeignete Lieber sangen und durch lebende Bilder und Vorstellungen aller Art, welche die Freunde der Gesellschaft ins Werk gesetzt hatten, belustigt wurden.

Durch all' diese Mittel — Tragen eines Abzeichens, Einsetzung von Anführern und solche Demonstrationen — wird der organisatorische Sinn der Kinder geweckt. Obendrein, um diesem Zwecke noch weiter zu dienen, hat Onkel Toby ein Geburtstagsbuch für die Kinder veröffentlicht, worin das Motto eines jeden Tages die Pflicht der Güte gegen die Tiere in Erinnerung bringt.

Ueber all' der Liebe zu den Tieren scheinen die Menschen beinahe vergessen. Das fiel auch Onkel Toby ein, und er half dem Mangel ab. Er forderte seine kleine Gesellschaft auf, eine jährliche Ausstellung von Kinderspielzeug ins Leben zu rufen, um mit diesen die Herzen der Kinder in den Hospitälern, Asylen und Arbeitshäusern zu erfreuen. Und es kamen das erste Mal beinahe 8000 Stück Spielzeug für diesen Zweck zusammen. Dieses Jahr werden die Spenden noch reichlicher ausfallen, und auf Ansuchen der Kinder selbst sollen Sammelbüchsen auf die Tische gestellt werden, um für die kleinen Kranken Geld aufzunehmen.

Da die Zahl der Mitglieder wöchentlich um 5 bis 600 wächst, so verpflichtet diese Kindergesellschaft die ausgedehnteste Organisation der Welt zu werden. Und es ist ein erfreulicher Gedanke, daß so viele Tausende von Kindern in allen Teilen der Erde für die gute Sache des Tiereschutzes gewonnen sind, und daß sie ihre Teilnahme auch auf ihre unglücklichen und armen kleinen Mitmenschen erstrecken.

Die „Piepmächengesellschaft“ besteht nun schon so lange, daß manche von ihren frühesten Anhängern bereits wieder Väter und Mütter von jungen Mitgliedern sind.

Im Laufe all' dieser Jahre haben Onkel Toby und seine jungen Freunde durch die Verbreitung der großen Lehre von der Güte gegen alle lebenden Wesen einen merkwürdigen Wandel in dem Charakter und den Gewohnheiten der Jugend hervor gebracht. Die Menge von Grausamkeiten, welche auf diese Weise verhindert worden sind, kann gar nicht berechnet und übersehen werden. Coleridge singt:

He prayeth best who loveth best Both man and bird and beast. (Wer Mensch und Tier am besten liebt, Der betet auch am besten).

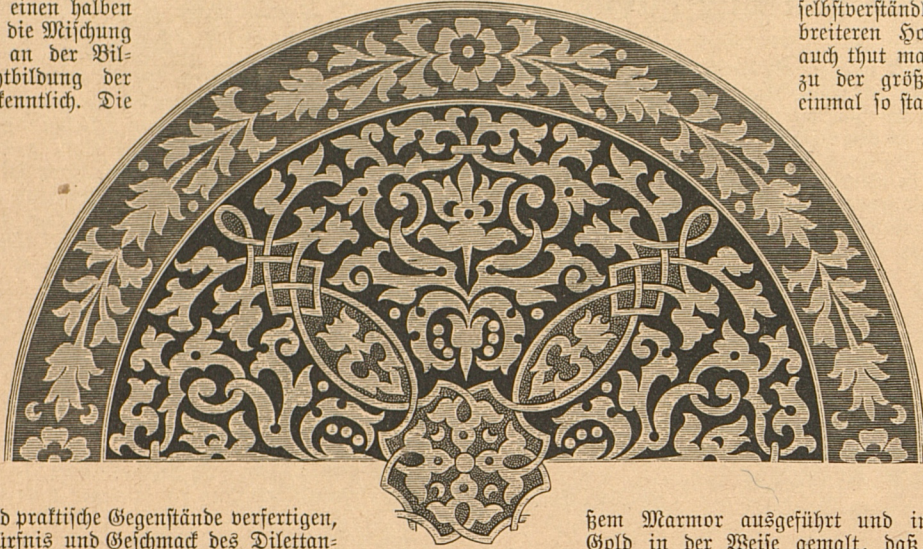
Dilettantenarbeiten.

Nachdruck verboten.

Stein-Acherei.

Der den zuletzt erschienenen Aufsatz über Metallzerei gelesen, wird über das bei Achereien zu beobachtende Verfahren genügend unterrichtet sein. Dieses ist beim Neuen von Steinplatten das gleiche, jedoch mit dem Unterschied, daß hierbei ein wesentlich schwächerer Zusatz von Salpetersäure erforderlich ist, indem die Politur des Marmors und ebenso der Solenhofner Stein — mit oder ohne diese — sich leicht und bedeutend schneller löst, wie diejenige der Metalle.

Man verjuche mit einem Eßlöffel Säure auf einen halben Liter Wasser; ob die Mischung stark genug, ist an der Bildung oder Nichtbildung der Bläschen bald erkenntlich. Die Aetzung muß im ganzen mehr vertieft sein als bei Metallen, was die Wirkung erhöht. Aus weißem Marmor oder Solenhofner Stein (Lithographiestein, aus den berühmten Steinbrüchen von Solenhofen in Bayern gewonnen) lassen sich schöne und praktische Gegenstände verfertigen, je nach dem Bedürfnis und Geschmack des Dilettanten. In Berlin hat Herr F. Preuß, Alexandrinenstraße 99, Spezialgeschäft in Solenhofner Lithographiesteinen, gütigst die Beforgung von Bestellungen übernommen, macht jedoch aufmerksam, daß wohl sechs Wochen Zeit vergehen dürften, ehe die Platte in die Hände des Bestellers kommt. Die eigenartige Beschaffenheit des Steines macht die Bearbeitung in Solenhofen selber, wo alles darauf eingerichtet ist, zu keiner kostbaren, wie solches in gewöhnlichen Marmorwerkstätten als Ausnahmearbeit der Fall wäre. Der Stein ist in drei Farben



vorhanden: Gelb (sandsteinfarben), Grau (bräunlichgrau) und Blau (hellgrünerfarben). Bei Bestellungen muß daher die gewünschte Farbe bezeichnet werden, ebenso ob der Stein mit oder ohne Politur sein soll. Der gelbe Stein, bedeutend billiger als die beiden anderen, deren Preis gleichwertig, ist aber auch bei weitem nicht so schön im Ton. Der feinere, bräunlichgraue Ton des Solenhofner Steins bildet zu schwarzer, matter Holzfassung einen reizenden Gegensatz, der durch hier und da angebrachte Goldverzierungen oder Ausmalen des Grundes mit Delfarbe noch wechselnder gemacht werden kann.

Die vierzig Cent. im Durchmesser große Tischplatte kann sowohl in Marmor als Solenhofner Stein gearbeitet werden und ist in einen ähnlichen, selbstverständlich entsprechend breiteren Holzrand zu legen; auch thut man gut, den Stein zu der größeren Fläche noch einmal so stark, eineinhalb bis zwei Cent. dick, schneiden zu lassen. Die Holzbearbeitungsfabrik von Herrmann (Berlin, Brüderstraße 39) liefert alle Arten von Holzeinfassungen und Tischfüßen zu mäßigen Preisen.

Das vorliegende Muster ist in weißem Marmor ausgeführt und in Rot, Schwarz, Gold in der Weise gemalt, daß der Mittelpunkt nebst der durch das gleiche, von demselben ausgehende Band verbundenen Arabeske in Gold, die dazwischen liegenden Felder in Schwarz und der Rand in Rot gehalten ist. Um die Kreise beim Malen mit Aeggrund ebenmäßig zu ziehen, bediene man sich einer guten, verstellbaren Ziehfeder, in welche der stark mit Terpentin verdünnte Aeggrund mit dem Pinsel eingefüllt wird; es ist jedoch ratsam, dieses vorher auf einem beliebigen Gegenstande zu üben.

Neues vom Büchertisch.

„Quer durchs Leben.“ Bilder und Skizzen von Konrad Elmman. (Leipzig, Verlag von Karl Neisner.) Zehn, durchweg gut und interessant geschriebene Aufsätze, Feuilletons, Reise-Notizen u. s. w. füllen einen starken, wohl ausgestatteten Band, der unter den zahlreichen Werken des fleißigen Verfassers eine ansehnliche Stelle einnimmt. Eine reife Lebensweisheit, scharfe Beobachtung von Welt und Menschen und künstlerische Wiedergabe des Erschautes eignen den meisten dieser Piecen; einzelne, wie die Erzählung „Auf Posten“, wirken geradezu ergreifend.

„Leichtlebige Volk.“ Novellen von Balduin Groller. (Dresden und Leipzig, Verlag von E. Pierjon.) Vier allerliebte Novellen von virtuoser Technik und reizend humoristischer Grundstimmung. Die Kunst des Fabulierens, in der der Verfasser eines bewährten Rufes genießt, kommt in dem anziehenden Buche zu liebenswürdigem Ausdruck.

„Am Gardajee.“ Novelle von Ludwig Habicht. (Leipzig, Verlag von Karl Neisner.) Aus dem Zusammenleben einer amerikanischen Familie, die in Riva am Gardajee Villeggiatur hält, mit zwei deutschen Künstlern, einem Maler und einem Poeten, ergibt sich eine Fülle von hübschen Beziehungen, poetischen Anregungen, zuletzt eine tiefe Herzensregung der beiden Deutschen zu den begabten, doch eigenartigen Töchtern des amerikanischen Ehepaares. Diefelbe führt bei dem frischen, ehrlichen Maler zu glücklichem Ausgang, bei dem verwöhnten, blasierter zögernden, zweifelnden Dichter zu trauriger Katastrophe. Die verheißene Liebe rächt sich an ihm mit nachwirkender verzehrender Kraft und treibt ihn endlich in den Tod. Der gut und überzeugend geschriebenen Dichtung wäre in der Exposition ein rascherer, lebendiger Gang zu wünschen gewesen; Konflikt und Katastrophe sind vortrefflich geschildert.

„Meistzeit-Skizzen.“ Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung von 1889. Von B. Schulz-Schmidt. (Bremen, Verlag von J. Kühnmanns Buchhandlung, Gust. Winter.) Obgleich seit der großen Weltausstellung ein Jahr verflossen ist und diese Zeit die von der Verfasserin gewählten Stoffe und eingehendsten Beobachtungen so ziemlich aus dem Fokus unseres Interesses herausgedrängt hat, erscheint das oben genannte Buch doch keineswegs als überflüssige Arbeit. Wer das Vorurteil gegen den hundertmal behandelten und, wie man meint, veralteten Stoff überwindet und das Büchlein zur Hand nimmt, wird durch den frischen, lebendigen und annuetend humoristischen Ton, in dem es gehalten ist, gefesselt und bis ans Ende bestens unterhalten werden. In der Anschauung und Wiederspiegelung durch die geistreiche Verfasserin erhält auch das Bekannte, oft Geschilderte neuen Reiz, und unter spielenden Formen wird gar manches Wissenswürdige geboten. Die Lektüre wirkt wie eine anregende Konversation in bester Gesellschaft.

„Prinz Dino Uborn.“ Roman von L. Haidheim. (Zena, Verlag von Herm. Costenoble.) Könnte man diesem Buche sein „Ursprungszeugnis“ abverlangen, so würde dasselbe wahrscheinlich lauten: „Lektüre von Ossip Schubin“. Denn ohne Zweifel hat diese Schriftstellerin beim Prinzen Dino „Pathe gestanden“. Mit der den Frauen eigenen „Anempfindung“ hat sich Frau Haidheim, bewußt oder unbewußt, Stoffgebiet, Behandlung und Sprache des Fräulein Kirchner (Ossip Schubin) angeeignet und ein Buch fertig gemacht, welches den „Unter uns“ und Genossen so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. — Wozu? Wo bleibt die eigene dichterische Persönlichkeit?

„Kaiser Wilhelm I., die Prinzen Radziwill und die Kaiserin Augusta.“ Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeben von Gneomar Ernst v. Razmer. (Berlin, Verlag der Gebr. Paetel.) Mit diesem Buche wird, unter Zustimmung des regierenden Kaisers, die von einem großen Teil des Publikums lange erwünschte authentische Darlegung der Herzenstragödie geboten, welche sich einst zwischen dem jungen Prinzen Wilhelm und der lieblichen seelenvollen Tochter des Fürsten Anton Radziwill, Elise, genannt „die weiße Rose“, abgespielt hat. Die Briefe des Prinzen Wilhelm, gerichtet an seinen vertrauten Freund, den General Oldwig v. Razmer,

gehen bis zum Jahre 1820 zurück und begleiten alle Phasen jenes Herzensverhältnisses mit rückhaltlosen Konfessionen. Im Jahre 1822 hatte der Prinz Aussicht auf Erfüllung seiner sehnsüchtigen Wünsche; der König, sein Vater, der die lebenswürdige sanfte Prinzessin sehr in sein Herz geschlossen hatte, versprach alles anzuwenden, um, wenn thöulich, die Verbindung zu ermöglichen; seine Geneigtheit scheiterte aber an dem Ergebnis der Recherchen des Hausministeriums, daß nach allen Stipulationen und Rechtsgründen die Verbindung absolut unstattdesgemäß sein würde. Die seit Friedrich II. bestehende Hausordnung verbiete dieselbe dem Prinzen! Daraufhin forderte der König vom Prinzen Entfagung, und der Prinz gehorchte — schweren Herzens! Dennoch glom die Leidenschaft weiter; neue Ausichten eröffneten sich, neue Hoffnungen, neue Fein, bis im Jahre 1826 endlich die ganze Angelegenheit zum Abschluß kam, zu tiefstem Leid der beiden Liebenden! Die Prinzessin Elise blieb unvermählt, lebte, zurückgezogen von der Welt, auf Schloß Ruhberg in Schlesien, in Studien, künstlerischen Übungen und Werken der Milde. Am 27. September 1834 starb sie, geliebt und verehrt wie eine heilige von Hoch und Niedrig!

„Humoresken.“ Von A. Oskar Klausmann. (Berlin, Verlag von J. S. Schorer.) Acht muntere, zum Teil sehr drollige Geschichten aus der Gegenwart, die, frisch und resolut erzählt, des Beifalls von Lesern, die von ihrer Lektüre Erheiterung verlangen, gewiß sein dürfen. Klausmann hat eine kräftige volle Ader gefunden Humors und weiß seine Stoffe wohl zu wählen.

„Das Universal-Lexikon der Kochkunst.“ (Verlag von J. J. Weber in Leipzig) erscheint bereits in vierter Auflage und zwar in 12 Monatslieferungen à 1,20 Mark. Das alphabetisch geordnete Nachschlagebuch bildet einen für jeden Haushalt empfehlenswerten, bewährten Ratgeber, der auf alle Fragen im Gebiete der Kochkunst eine zutreffende Antwort bereithält, die Bezeichnungen der Küchenprache verständlich erklärt und auf die Zusammensetzung und gesundheitliche Wirkung der zur Verwendung gelangenden Stoffe ausführlich eingeht. Das treffliche Werk ist nicht nur außergewöhnlich inhaltsreich — es enthält zehntausend Rezepte über die Zubereitung von Speisen, Getränken und Backwerk bei den verschiedenen Nationen — sondern ist auch außerordentlich praktisch eingerichtet und für große wie kleine Küchen, für den täglichen Gebrauch wie für besondere Gelegenheit gleich gut verwendbar. Die Ausstattung ist ansprechend und geschmackvoll.

Allerlei fürs Haus.

Universal-Staffelei. Wir haben auf Seite 129 des „Bazar“ eine Schreibvorrichtung für Eisenbahnreisende, englischer Erfindung, beschrieben und abgebildet. Mehrfache Anfragen nach deutscher Bezugsquelle derselben waren wir nicht in der Lage zu beantworten, wir nehmen daher um so lieber Veranlassung, unsere Leserrinnen auf ein ähnliches Gerät, welches vor nicht langer Zeit von A. Deegen, Kunstgärtner in Köstritz (Thüringen) in den Verkehr gebracht wurde, aufmerksam zu machen. Deegens Universal-Staffelei, durch bestehende Skizze erläutert, kann mittelst Riemens auf die Schulter gehängt werden, ist leicht und einfach zusammengelegt und bequem transportabel. Zwischen den beiden Tafelhälften bleibt genügend Raum für die Aufnahme von Papieren; geschlossenen wird die elegant ausgestattete Mappe wie eine Reisetaste umgehängt getragen. Zunächst für die Gärtner bestimmt, wird die Staffelei überall dort willkommen sein, wo man im Freien sitzend oder stehend etwas aufzeichnen hat, also besonders von Zeichnern, Malern und Reisenden. J.

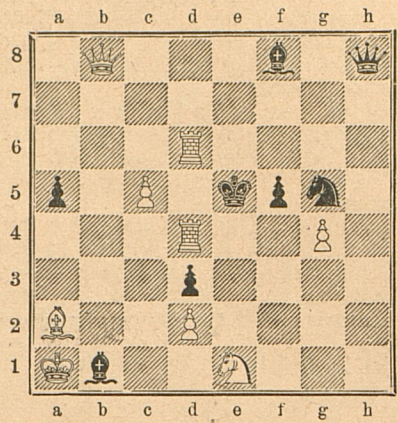


Schach.

Aufgabe Nr. 272.

Von H. Davis.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der vierfilbigen Charade Seite 279. Novibazar.

Auflösung des Scherzrebus Seite 279. Gaufrer.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 122.

Eine Dame hatte als Lotteriegewinn eine Summe in Goldstücken ausgezahlt erhalten, deren Gesamtzahl jedoch 300 nicht erreichte. Legte sie dieselben in 11 Reihen, von denen jede gleichviel Münzen enthielt, dann blieben 3 übrig. Wurden sie aber in gleicher Art in 19 Reihen verteilt, dann fanden 5 keinen Platz.

Bieviele Goldstücke hatte die Dame erhalten?

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. D. K. B. Die Zimmerwärme der Krankenstube sei nicht über 12 bis 15 Grad; erste Bedingung ist aber die Sorge für Zuführung frischer reiner Luft. Im übrigen wollen wir Ihnen einige der Vorrichtungsregeln bei der Krankenpflege, welche die berühmte Menschenfreundin Miß Florence Nightingale aufstellt, zur Nachachtung empfehlen: 1. Man muß sich gewöhnen, darauf zu merken, was der Kranke will; er thut vieles lieber selber, als daß er erst darum bittet, und erträgt lieber manches kleine Ungemach, als daß er beständig Besichtigung förmlich verlangt. 2. Der Krankenwärter muß unmissig sein, zur rechten Zeit, am rechten Orte. Nie rede er mit dem Kranken plöblich und heftig an. Lärm thut ihm wehe. 3. Dem Kranken gegenüber sei man entschlossen, bestimmt in Wort und Werk. Kräfte, welche laut denken, sind am Krankenbette unbrauchbar. 4. Alkoven sind Kuffloaken und Bettvorhänge vermenschlich. 5. Wegen unpassender, unzeitiger Ernährung sterben in der Privatkrankenpflege viel mehr Personen, als in den Spitalen. 6. Es ist ein Verstum, zu glauben, Fleischbrühe sei nahrhaft; sie ist ein Erfrischungsmittel (Reizmittel) und nur als Zusatz zu anderen Speisen empfehlenswert. 7. Milch ist in allen Formen eine vortreffliche Krankenpflege. Buttermilch ist leicht dem Verberben unterworfen, frisch getrunken aber ein vortreffliches, durstlösendes, die Nieren anregendes Getränk. — Ihre zweite Frage finden Sie in der kleinen Schrift beantwortet, welche unter dem Titel „Grundzüge für die Gesundheitspflege des Kindes im ersten Lebensjahr“ von Dr. G. Cuxfer (bereits in dritter Auflage bei Schwöber u. Neuner in Brixen erschienen) veröffentlicht worden ist.

Haushalt und Küche. Fel. B. in L. Die „Schnellke“ für Jäger und Touristen, von Luise Seleskowitz erschien im Verlage von A. Künast, Wien, Hoher Markt 1.

B. J. in B. Zur Reinigung mit Delfarbe gestrichener Fenster, Thüren und Möbel eignet sich nachstehendes Verfahren. Man kocht 500 Gramm Weizenkleie mit 5 Litern Wasser unter Zugabe von 50 Gramm guter Schmirzseife (grüner Seife). Die Abkochung seigt man kochend durch ein Leinentuch, wäscht hiermit, wenn sie erkaltet, die Thüren u. s. ab und reibt mit einem weichen Leder trocken. Wenn polierte Möbel stark verschmutzt sind, können sie ebenfalls mit dem Kleienwasser gereinigt werden, wozu man sich eines damit befeuchteten Schwammes bedient, mit dem sie abgewischt werden. Danach muß mit einem weichen Leder nachpoliert werden.

W. v. H. in S. Wir haben nie vernommen, daß man Weinsäure als Konservierungsmittel beim „Eintochen von Früchten und anderen Dingen“ verwendet. Handelt es sich vielleicht darum, in Zucker eingekochten, nicht sauren Früchten durch Weinsäure die wünschenswerte Säure zu geben?

W. G. in L. Bindgewordene Jinn- und Blechwaren lassen sich durch leichtes Putzen mit „Jinnand“, ein von Otto Schmidts Dampfmaschinenfabrik in Dresden gefertigtes Putzmaterial, sehr schnell wieder blank und neu aussehend machen. Der Jinnand bringt weder Risse noch Schrammen hervor und eignet sich selbst zum Putzen von Silberzeug.

Fr. Vertha L. Das Schuppen der Fische kann in folgender Weise erleichtert und beschleunigt werden. Zunächst ist der Fisch durch Trennung des Rückenmarks vom Gehirn mittelst eines Stiches hinter dem Kiemenbedeckel zu töten. Dann reibt man den Fisch mit einem Luche ab, damit er vom Schleim befreit werde und taucht ihn darauf 2-5 Sekunden lang in heißes, beinahe kochendes Wasser. Das Schuppen läßt sich alsdann innerhalb 1-2 Minuten vornehmen. — Das beste Mittel, getöte Fische einige Tage lang zu konservieren, ist wohl die Aufsenahrung derselben auf Eis. Es ist neuerdings empfohlen worden, die ausgenommenen Fische innen mit Zucker zu bestreuen und sie waagrecht liegen zu lassen, damit der Zucker gehörig eindringe. Auf diese Art sollen die Fische „lange Zeit“ völlig frisch und wohlschmeckend erhalten bleiben. Wir bezweifeln die Nichtigkeit dieser Angabe; Zucker ist für Fleisch ein vortreffliches, viel zu wenig beachtetes Konservierungsmittel, kann aber wohl bei den viel leichter zerfallenden Fischen nicht dieselben Dienste leisten. Sicher ist, daß das Fischfleisch, welches viel schneller ranzig und übelstschmeckender als das Fett von Schlachtieren wird, durch die Gegenwart von Zucker nicht im Ranzigwerden aufgehalten werden kann. Vielleicht versuchen Sie (oder eine andere Leserin des „Bazar“) einmal Fische durch Zucker zu konservieren und machen zu Nutz und Frommen unserer Hausfrauen ihre Erfahrungen an dieser Stelle bekannt. Angegeben wird noch, daß Lachse, vor dem Einmalzen und Räuchern eingezudert 2-3 Tage lang liegen gelassen, einen sehr angenehmen Geschmack beifügen sollen; ein Eßlöffel voll Zucker soll für einen 2-3 Kilogramm schweren Lachs hinreichend sein. — Bemerkenswert und für die Zukunft von Bedeutung ist es, daß man neuerdings frische Fische auf weite Strecken durch Verpackung in Torfkissen verpackt hat, ohne daß die Fische verderben.

W. A. Zur Reinigung der Delgemälde von Staub u. d. darf man niemals Seife verwenden, weil dieselbe den Firnis angreift und leicht auch die Lauren des Bildes beschädigt. Abwischen mit einem Aufguß von Quillarrinde greift das Delgemälde nicht an und löst den Schmutz. Zunächst muß man verjuchen, das Bild mit bloßem Wasser zu reinigen. Zu diesem Zwecke wird das Gemälde aus dem Rahmen genommen und mit einem Luche bedeckt, das beständig feucht gehalten wird; Staub und Schmutz bleiben an den Fasern des Luches hängen. Dann überfährt man das Bild behutend mit ein wenig altem Leinöl.

Verschiedenes. K. W. Eine Broschüre über „Malerei auf Sammet, Plüsch und ähnliche Stoffe“ ist in dem Mal- und Utensiliengeschäft von Fähe u. Luy, Berlin C., Schloßplatz 3 erschienen. Ebenfalls können Sie auch komplette Malkasten mit Farben, Tuschschalen u. haben.

N. N. in Budapest. Leider unverwendbar.